Schultz B. 1.

auf einen Tage.

ek
.817 (7

Reise eines Liefländers

durch

Italien.

Siebentes Heft.

Enthaltend
die Reise von Botzen über Trient,
Roveredo, Verona, Mantua und Kremona,
bis nach Mayland.

Berlin 1797,
bei Friedrich Vieweg dem Aeltern.

Neue
Reise durch Italien

von

Friedrich Schulz.

Erster Band.

Erstes Heft.

Berlin 1797,
bei Friedrich Vieweg dem Aeltern.

Neue
Reise durch Italien.

Vorerinnerung.

Der Verfasser der Reise eines Liefländers, mit dem ich zu gleicher Zeit in Botzen war, ist mein ältester und vertrautester Freund. Wir sind mit einander geboren und erzogen; auf einer und eben derselben niedern und hohen Schule gewesen; auf einem und demselben Wege ein gutes Stück durch das Leben gegan-

gen. Beständig wollten, dachten und thaten wir beyde Einerley. Es ist hier mehr, als Damon und Pythias. Wir waren immer, im eigentlichsten Sinne der Redensart, Ein Herz und Eine Seele.

Diese Nachricht schicke ich voraus, damit es den Leser weniger befremden möge, daß ich nachstehende Reise durch Italien als die Fortsetzung der Reise eines Liefländers angebe. Sie ist es in der That, weil sie da anhebt, wo letztere aufhört, und weil der Liefländer, vermöge seiner gedachten engen Verbindung mit mir, die zugleich eine völlige Gleichheit in der Art zu sehen, zu fühlen, zu urtheilen, ja sogar sich auszudrucken, voraussetzt, diese Reise mit mir gemacht und mir erlaubt hat, sie eine Fortsetzung der seinigen zu nennen.

Wenn aber dieser Umstand den Zusatz auf dem Titel rechtfertiget, so entschuldigt er nicht zugleich, daß ich unternehme, nach so vielen Hunderten, noch eine neue Reise durch Italien zu beschreiben. Sollten die Verhandlungen über dieses Land nicht auf funfzig und mehr Jahre, oder wenigstens auf so lange, geschlossen werden, bis große politische, oder natürliche, oder sittliche Veränderungen darin vorgegangen sind? Sollte es, in seinem gegenwärtigen Zustande, nicht bis in die innersten Winkel der Staatskunde, der Naturbeschreibung, der Einwohnerkenntniß, des Alterthums und der Kunst erforscht und beschrieben seyn? Und sollte jetzt noch ein Reisender etwas Neues über die tausendmal beschriebenen, gezeichneten und gemalten Gegenstände aufbringen können?

Etwas Neues aufzubringen, ist überhaupt sehr schwer, ist, wenn man es genau nach dem Worte nimmt, unmöglich. Die Elemente der natürlichen und moralischen Dinge, die wir mit unsern Augen sehen, sind einfach und bekannt; und was im Ganzen neu scheint, ist alt, wenn man es in seine Bestandtheile zerlegt. Im Grunde gelten uns auch bekannte Dinge, die man von neuem und auf eine neue Art ansieht, auffaßt, mischt und vorträgt, und die, in dieser Gestalt, eine andere Wirkung thun, oder einen andern Ausfall geben, als bisher, gewöhnlich schon für neu. Dieses Neue, oder vielmehr dieses Andere, können wir immer noch an einem Gegenstande finden, den Tausende vor uns angesehen und beschrieben haben. Der eigenthümliche Geist des Schriftstellers, der den Bindestoff zu dieser neuen Mischung her-

giebt, ist es eigentlich, der den Leser reizt, einen neu aufgestellten alten Gegenstand noch einmal anzusehen. Dieß muß mit den zahlreichen Reisebeschreibungen durch Italien besonders der Fall gewesen seyn, weil sie sonst nicht so zahlreich geworden wären.

Daß Italien, bey der großen Menge von Nachrichten, die in allen Zungen davon vorhanden sind, erschöpfend, vom Grunde aus, beschrieben sey, kann man am wenigsten zugeben, wenn man den größesten Theil dieser Werke gelesen hat. Die Staatskunde dieses Landes ist, z. B., immer noch sehr dürftig. Römer, Neapolitaner, Turiner, Venetianer und Genueser haben zwar die Haupt- und Mittelstädte ihres Vaterlandes beschrieben, und recht nach ihrer Weise gelobt, nichts oder wenig

aber von des letztern Regierung, Bevölkerung, Kunstfleiß und Handel gesagt. Einseitig haben sie sich auf ihre „cose stupende“, worunter sie ihre Kirchen, Gemählde und Bildsäulen verstehen, eingeschränkt, und die genannten Gegenstände unberührt gelassen, nicht sowohl, weil ihnen deren Erwähnung durchaus verboten war, als vielmehr, weil sie keine Kenntniß davon hatten. Wenn aber Einheimische diese große Lücke in der Kunde des gesammten Italiens nicht ausfüllten, wie konnten es Fremde, die nur durchreiseten? Und man kann Italien nach allen Seiten, von Turin nach Genua, und von Venedig nach Rom und Neapel, durchreisen, überall tappt man in den verschiedenen Zweigen der Staatskunde im Finstern, und man hört, bey aller Mühe, die man sich giebt, so wenig davon, als man darü-

der lieset. Nur Florenz ist durch Leopolds Fürsorge bekannt geworden, und auch Mayland kann sich fast, wie es ist, dem Lichte zeigen, weil es in neuern Zeiten einsichtsvolle Herren und treue Verwalter gehabt hat und noch hat.

Wer kann ferner sagen, daß die Naturbeschreibung dieses Landes erschöpft sey? Ferber sah zuerst einen Theil derselben, die Mineralogie, mit denjenigen Kenntnissen an, die damals in Schweden und Deutschland von dieser Wissenschaft in Umlauf waren; und er gab einzelne schätzbare Nachrichten davon. Einzeln waren und sind jetzt immer noch die Berichte, welche geborne Italiener, theils in eigenen Werken, theils in den Verhandlungen einiger ihrer gelehrten Gesellschaften davon mittheilen; und das neueste naturhistorische

Werk von Umfang, das Italien geliefert hat, Spallanzani's Reise nach den beyden Sicilien *), enthält auch nur Beyträge, die überdieß den gelehrtern deutschen Chemico = Mineralogen nicht in allen Stücken ein Genügen leisten werden. Targioni Tozzetti behandelt nur Ein Land und dazu eines der kleinsten; und die ältern Schriftsteller des Vesuv und des Aetna haben wohl die Erscheinungen dieser Berge erschöpft, aber, aus Mangel an chemischen Kenntnissen, wenig zur Aufklärung ihrer Ursachen beygetragen. Eben so verhält es sich mehr oder we-

*) Die beyden letzten Theile dieses Werkes waren kurz vor meiner Durchreise durch Pavia erschienen, und ich konnte das ganze Werk, zu meiner großen Freude, mit nach Neapel nehmen.

niger mit den übrigen Zweigen der Naturbeschreibung.

Die Kenntniß der Bewohner der einzelnen Länder Italiens, ihrem höchst verschiedenen, ökonomischen und bürgerlichen Zustande, ihrem Charakter und ihren Sitten nach, ist vielleicht noch am allerunvollständigsten behandelt. Kein Eingebohrner hat etwas Befriedigendes darüber geschrieben; denn Baretti's kurze, einseitige, vertheidigende Bemerkungen darüber, können nicht für zuverlässig gelten. Was man über diesen Gegenstand in deutschen, englischen und französischen Reisebeschreibern findet, ist theils unzulänglich, theils trift es nur den Pöbel in den Städten, theils ein Volk, das sie Italiener nennen, worunter sie die Piemonteser, die Mayländer, die

Genueser, die Venetianer, die Bologneser, die Florentiner, die Römer, die Neapolitaner, Kalabrier und Sicilier sammt und sonders begreifen, und die sie als arm, roh, diebisch, betrügerisch, faul, abergläubisch, meuchelmörderisch, unnatürlich-wollüstig, schmutzig und feig schildern.

Was endlich das Alterthum und die Kunst betrift, so scheinen diese Gegenstände, auf den ersten Blick, wirklich erschöpft zu seyn; denn über sie ist das meiste — gesammlet und verhandelt worden. Allein, wenn man die Schriften weniger philosophischen Alterthums- und Kunstforscher ausnimmt, die uns mit neuen Resultaten beschenkt haben: so ist alles übrige, in diesen Fächern geleistete, fast nichts, als Namenverzeichniß, als nüchterne oder dichterische Beschreibung, als sogenann-

te gelehrte Untersuchung und als überlieferte, oft ungefühlte, Bewunderung der Kunstwerke des Alterthums, und der neuern Zeiten, die Ein sogenannter Forscher, Kunstkenner und Reisebeschreiber dem Andern nachgeschrieben hat, oft ohne sie gesehen zu haben, oft ohne sie zu kennen, wenn er sie, nach einer schon herausgegebenen Abhandlung darüber, erst sahe.

Sind vorstehende Bemerkungen über das, was wir von Italien in den erwähnten vier Hauptfächern wissen, richtig; so ist, die Verhandlungen über Italien auf eine Weile zu schließen, eben so unnöthig, als es unthunlich seyn würde; und so kann uns immer noch jeder Beytrag zu jenen Beyträgen willkommen seyn, bis dahin, wo einmal alle Quellen geöfnet, alle Lücken gefüllt, alle Verwirrung gelöst,

alle Dunkelheiten aufgeklärt, alle Gefühle bestimmt und alle Urtheile über Italien und Italienische Dinge zur Festigkeit gekommen seyn werden.

In Erwartung dieses, noch etwas weit hinaus zu setzenden, Zeitpunkts, bitte ich Kunstrichter und Leser, die Reihe von Beiträgen aller Art, die sie in folgenden Blättern finden werden, nach so vielen andern, noch ohne Unwillen aufzunehmen und, wo möglich, auch zu lesen. Ich kann ihnen dafür mit Wahrheit versprechen, daß sie über manchen darin behandelten Gegenstand mehr finden, und daß sie, wenn sie nicht ganz neue Dinge antreffen, doch andere Seiten an den alten bemerken sollen, als sie in den schon bekannten Reisebeschreibungen, deutschen Urschriften, wie Uebersetzungen, schon gefunden haben.

Den Namen des gesammten Landes, seiner einzelnen Theile, seiner Städte und deren Merkwürdigkeiten, habe ich leider! nicht ändern können, so sehr ich es, vieler Leser wegen, hätte wünschen mögen, die diese Namen so oft gehöret und gelesen haben, daß sie endlich wohl glauben dürfen, alles zu wissen, was darüber gesagt werden könne. Diese Leserklasse bitte ich besonders bey dem Anblicke dieses Buches um Nachsicht, und, bey dessen etwaniger Lesung, um die strengste Vergleichung mit meinen reisebeschreibenden Vorgängern. Ich will keinen derselben übertroffen, möchte auch keinen derselben ausgeschrieben, aber wohl hier und da manchen ergänzt, erweitert, und stillschweigend berichtiget haben.

Uebrigens ist auch in dieser Schrift der Mensch mein vorzüglichstes Augenmerk ge-

wesen; und ich bekenne gerne, daß ich mich an ihm nicht satt sehen kann, und daß ich diesen anlagereichen Queerkopf recht herzlich liebe.

Mitau, den 1sten May, 1796.

Erster

Erster Abschnitt.

Abreise von Botzen. Weg und Gegend. Aeußeres der Landleute in diesen Gegenden. Salurn. Dessen alte Burg. Oedes Thal. Drohendes Gewitter in den Alpen. Wälsch-Michel. Schönheit und Fruchttrieb der dortigen Gegend. Trient. Einige Bemerkungen über diese Stadt. Roveredo. Eingesperrter Weg bis dahin. Blühender Zustand dieser Stadt. Zerrissene und zerschmetterte Felsen, ein großes Naturschauspiel. Eintritt in Italien. Wahrnehmungen von den allmählichen Uebergängen in der Natur. Venetianischer Gränzzoll. Venetianische Flecken. Häuser und Menschen in Peri, nach der Natur gemalt. Venetianische Großmuth, durch die Regierung befördert. Heuschreckenbrut auf den Posten. Ende der Alpen. Erster Blick in die Ebene. Bemerkungen über die zurückgelegte Reise durch die Alpen. Gränzfestung Chiusa. Anbau der Lombardischen Felder. Landhaus. Verona. Flüchtiger Blick auf einen Venetianischen Soldaten. Vierfacher Ueberblick von Verona und dessen umliegenden Gegenden. Festungswerke. Kasamatte delle Boccare, als Kunstwerk sehenswerth. Merkwürdige Brücke am Castel vec-

chio. Ansicht des Innern von Verona. Straßen. Pflaster. Bürgerhäuser. Palläste und Häuser des Adels. Oeffentliche Plätze. Der Herrenplatz. Der Kräuterplatz. Der Platz Bra. Das alte Amphitheater. Was ein Laye darüber urtheilen könnte. Altes und neues Schöne. Das neue Hospital. Unvollendeter Pallast des Proveditore. Gebäude der Philharmonischen Akademie und deren verschiedene Institute. Lapidarisches Museum. Akademie der Philotimi. Adeliches Kasino. Großes Schauspielhaus. Ein Blick auf italienische — Natürlichkeit. Unbedeutende Alterthümer. Kirchen. Kapelle Pellegrini. Uebergang auf die Einwohner.

Den 14ten September 1793, reis'te ich von Botzen ab. Der Weg lief in Krümmungen bald nach Westen, bald nach Südwesten. Mir zur Seite erhoben sich rechts und links Berge, die aber minder hoch, schroff und rauh waren, als die jenseits Botzen. Anstatt der Eisach, hatte ich jetzt die Etsch, die jene diesseits Botzen aufgenommen, zur Seite. Die Thäler, durch die ich kam, dehnten sich mehr aus, öfneten sich eines in das andere, wie eine Reihe zusammen hangender

Becken, und zeigten den herrlichsten Fruchttrieb. Maulbeerbäume, oder Obstbäume, oder Mays, umkränzten ihre Ränder; Wiesen, die zum drittenmal die Sense erwarteten, grünten in ihrer Mitte. Die Berge zur Rechten waren unfruchtbar, die zur Linken nicht alle, denn an vielen zogen sich Pflanzungen von Weinreben hoch hinan. Die zur Rechten liefen in Doppelreihen wellenförmig fort, (ungefähr eben so, nur weit stattlicher, als die Berge bey Wienerisch-Neustadt) und die hinteren ragten über die vorderen amphitheatralisch hervor. Man kömmt auf diesem Wege vor einer Menge von kleinen Häusern vorbey, die, niedriger oder höher, an dem Gehänge der Berge gleichsam schweben; und durch zwey mäßige Flecken, auf die ein dritter, Bransol, folgt, worin sich die nächste Post (2 M.) befindet.

Es begegneten mir diesen Morgen große Züge von Landleuten, die, in ihrem besten Putze, nach Botzen zum Jahrmarkte gingen. Dieser Putz hatte viel Abenteuerliches, und

unterschied sich besonders durch die schreyenden Farben, die ohne alle Wahl, eine auf die andere geladen waren, und durch allerley Bänderwerk, Einfassungen, bunte Näthe und Zwickel, von dem Anzuge der angränzenden Kärnthner, Krainer und Salzburger. Ich bemerkte unter dem bunten Getümmel besonders vier Gattungen von Trachten: eine, für die Mädchen und jungen Weiber; die andere, für bejahrte Frauen; die dritte, für unverheurathete junge, die vierte, für verheurathete ältere, Männer und für Greise.

Die jungen Mädchen und Weiber erschienen entweder im bloßen Kopfe, das Haar in Flechten geschlagen, auf dem Wirbel in ein Nest gewunden und mit einer Nestelnadel befestigt, oder in kleinen, runden, grünen, auch gelben, mit flatternden Bändern verzierten, Hüten, die sie leicht auf jenen Kopfputz gestülpt hatten. Brust und Schultern waren ganz bedeckt, theils durch den hohen und dicken Kragen des Kamisols, theils durch das steife Mie-

der, das bis unter das Kinn hinauf stieg und noch queervor durch einen Latz unüberwindlicher gemacht wurde. Die Farben dieser Kleidungsstücke waren hochroth, hochgelb, hellgrün, himmelblau u. s. w. Im Rücken des Kamisols, das einen sehr kurzen und breiten Leib hatte, liefen entweder dreyfache Nathbesetzungen von anderer Farbe, in der Gestalt eines Dreyecks, dessen Grundlage zwischen den Schultern war, zwischen die Hüften herab; oder sie stiegen in einer doppelten Reihe von dem Schnitt herauf und zogen sich an beyden Seiten unter den Armen herum. Ueber den Hüften endigte sich das Kamisol in vier dütenartige Falten. Es war von Tuch, so wie die vielfaltigen Röcke, die, wie Glocken, um den Untertheil des Leibes bauschten, und ein stämmiges Bein, mit rothen, blauen, grünen, und gelben Strümpfen bezogen, freygebig genug sehen ließen. Den Fuß bekleidete ein schwarzer lederner Schuh mit spitzen Absätzen und bunten Bandschleifen.

Die älteren Frauen hatten eben dieselben Kamisöler, Mieder, Lätze und Röcke, aber die Zierrathen waren daran mehr gespart, die Farben, Schleifen und Schnüre minder lebhaft und zahlreich, der Schnitt weniger zierlich, der Körper weniger eingerammelt. Statt des bloßen Kopfes, oder des Hutes, trugen sie eine baumwollene Zottelmütze, in Gestalt der alten Stutzperücken, die den Kopf mit Stirn und Nacken ganz bedeckte und einen abscheulichen Anblick giebt, zu der aber im Winter auch die jüngern Weiber und Mädchen zu greifen pflegen.

Der Anzug der jungen Männer war ungleich vortheilhafter, als der weibliche, und verbesserte den Wuchs in eben dem Grade, als ihn jener verschlimmerte. Ich zeichne hier einen jungen Kerl, der zur feineren Gattung gehörte, genau so, wie er mir begegnete. Er war groß und ohne Tadel gewachsen. Eine hellrothe Jacke, die weit kürzer und schmaler geschnitten war, als alle übrige, die ich sah,

hing ihm ungezwungen über den Schultern, und war mit eng an einander gesetzten, silbernen Knöpfen verzieret. Darunter trug er ein strohfarbenes Leibchen, mit hellblauen Knopflöchern und glatten Knöpfchen von blaßgelbem Bernstein. Die Beinkleider waren schwarzledern, wie an die Schenkel gegossen, mit gelber Nätherey am Latze, an den Knopflöchern und an den Gürteln, die sich an der Seite in gelbe Quasten endigten. Die Strümpfe waren von feiner, hellrother Wolle, und hatten gelbe Zwickel; die Schuh waren wie Pantoffel gemacht und mit gelben Schleifen zugebunden. Sein runder Hut war grün, und hatte vorne eine mächtige, grüne, flatternde Bandschleife. Das schwarze Haar hatte er vorne in die Stirn gekämmt, und im Nacken sauber verschnitten. So trug er ein Gesicht, worauf die Gesundheit glühete, zwischen drey oder vier seiner Landsmänninnen einher, und er war, seine Blüthe und Kraft ihm vorbehalten, in seiner

Art kein kleinerer Stutzer, als die in den großen Städten.

Die älteren Männer waren weder so bunt, noch so leicht gekleidet. Sie hatten über ihre Jacken noch weite Kamisöler gezogen, die bis in die Kniekehle reichten, einen sehr breiten Schnitt, weite Schöße und Aufschläge von anderem Tuch, auch auf den Näthen und um die Knopflöcher, Schnüre oder Bändereinfassungen hatten. Ihre Beinkleider waren mit Trägern versehen, ihre Hüte größer und mit schmalen Schleifen verziert; die Schuh waren mit schwarzen Bändern zugebunden. Ihre Strumpfbänder, von allerley Farben, meist aber roth oder grün, waren unter dem Knie über blauen, rothen und grünen Strümpfen befestigt.

Uebrigens nahm das Aeußere dieser Menschen für sie ein. Sie waren sehr höflich, aber nicht kriechend; offen und zutraulich, aber nicht zudringlich; sonst von einem vierschrötigen, starken Schlage.

Von Bransol aus bleiben Weg und Gegend wie auf dem vorigen Postlaufe. Das Thal verengert und erweitert sich wechselsweise, und die Becken, die es im letztern Falle bildet, sind immer noch fruchtbar und reizend. Maulbeer- und Obstbäume, Mayspflanzungen und Wiesen verfolgen den Reisenden auf beyden Seiten, und es dauert bis zu dem Postflecken Neumarkt (2 M.) und von da bis zu einem ähnlichen Flecken, Salurn, (2 M.) auf diese Art fort.

Von Salurn aus wurde die Gegend, auf eine ziemliche Strecke, wieder wilder und stellenweise sogar fürchterlich. Am Ausgange hangen einem schroffe Kalkfelsen entgegen, die von oben herab, bis zu ihrer Wurzel, zum Theil geborsten, zum Theil in ungeheuere Steinströme zerbröckelt sind: dennoch hat hier der Unternehmungsgeist der mittleren Zeiten, auf einem kleineren Felsen, der nur durch Verschwemmung und Erschütterung von den größeren abgerissen ist, eine Burg, und zwar mit

solcher Keckheit angebracht, daß deren Grundmauer gleich so senkrecht empor steigt, wie der Felsen selbst, daß man mithin vor dessen Verwitterung gar nicht besorgt gewesen scheint; und doch war diese Burg, wie es von unten herauf das Ansehen hat, nicht unüberwindlich, weil man sie, von den herüber ragenden Bergspitzen her, mit etwas Mechanick, unter Felsenstücken begraben und die Belagerten mit Steinen hätte zerschmettern können. Sie ist übrigens seit lange nicht mehr bewohnt, und zwar wie ein uralter deutscher Reisebeschreiber, Herr Johann Wilhelm Neumair von Ramßla, sagt: „wegen der Gespenst, so sich darin aufhalten sollen.“

Das Thal, welches hier auf beyden Seiten von unwirthbaren Felsen eingeschlossen, und von der Etsch durchströmt wird, giebt eine öde, arme Ansicht. Es ist streckenweise sumpfig, und streckenweise von dem Strome so aufgerissen, daß der Boden kein Gräschen zeigt, sondern nichts, als Stein und Stein, zwischen

denen an der linken Seite ein ausgetretenes, grüngelbes Wasser stauet und stockt. Armselige Hütchen stehen einzeln, auf diesem undankbaren Boden und pressen dem Reisenden die traurige Frage ab, wie und womit ihre Bewohner ein dürftiges Leben fristen mögen?

Als ich von Salurn abreis'te hingen schwarze Wolken in den Alpen, durch die mein Weg führte. Man rieth mir, das drohende Wetter erst abzuwarten, weil der Donner in jenen Schlüchten fürchterlich, der Blitz zerstörend, und der Regen selten etwas anderes, als ein Wolkenbruch sey, der, wie der Blitz mit seinem Strahle, so mit seinen Strömen, große Felsenstücke in die Thäler herabzuwälzen pflege. Diese Warnung war wohlgemeynt, auch mir nicht gleichgültig gewesen; eine Erscheinung aber, wie diese, war mir auf einem solchen Lokale noch nicht vorgekommen, hatte ich mir, ihrer Größe und Furchtbarkeit nach, als einzig gedacht, und so oft zu erleben gewünscht, daß ich, freylich nicht ohne ein lebhaftes Ge-

fühl von Aengstlichkeit, auf meinen Kopf bestanden und der zu fürchtenden Gefahr entgegen geeilt war.

Indem ich um einen vorstehenden Felsen in das wüste Thal hinein fuhr, das ich vorhin beschrieben habe, flog mir eine dicke, zusammen gepreßte, schwüle Luft entgegen, und ließ mich einige Augenblicke in der physischen und moralischen Bewegung, worein sie mich versetzt hatte; auf einmal folgte ihr ein rascher, kühlender Wind; ein entfernter Donner ließ sich hören, und einige höchst feine, gleichsam diamantene, Blitze, beschnörkelten rasch hinter einander den schwarzen Hintergrund. Einzelne große Regentropfen, anstatt eines Wolkenbruchs, fuhren mir auf Gesicht und Hände. Mit einem Worte, das Wetter blieb in einer entfernten Alpengruppe hangen und tobte dort aus. Wenn ich sonach das Ungewitter selbst nicht in der Nähe sah, so hatte ich dafür bald nachher eine andre Erscheinung unmittelbar über meinem Haupte, die mir

nicht weniger neu, aber zugleich im höchsten Grade angenehm war. Jener Windstoß hatte die Wetterwolken aus einander gerissen und sie gruppenweise in die Schluchten und Zwischenräume der Berge gejagt, aus denen er sie nicht wieder vertreiben konnte. Bald nachher legte er sich. Die Wolken schnellten wieder aus. Sie überzogen terrassenmäßig die Gipfel der Felsen, arbeiteten wurmförmig in sich selbst, und Stück vor Stück riß sich los, hob sich langsam bis zur Spitze des Felsens empor und stieg sodann, unendlich verdünnt, wie ein Nebel oder Dunst, über denselben hinaus, in den großen allgemeinen Luftstrom. Jetzt blickte die Sonne wieder hervor und verwandelte das Ganze in ein gold- und silberfarbiges, mehr oder weniger durchsichtiges, Flockengewebe, das, in mancherley Gestalten, besonders aber in wellenartigen Zügen und Streifen, die äußersten Spitzen der Felsen umwebte und allmählig, je mehr es dem Zuge der äußeren Luft wieder ausgesetzt wurde, in den abgeklärten

Horizont verschwand, ohne dem Auge eine Spur des vorigen Schreckens zurück zu lassen.

Die kahle Ansicht des Thales verwandelte sich, nach Verlauf von einer Stunde, in eine mehr fruchtbare, und weiterhin allmählig in eine wahrhaft angenehme und lachende. Besonders war dieß der Fall vor Wälsch-Michel, einem ganz artigen Flecken, auf welchen, von einem hohen Felsen, ein stattliches Augustinerkloster herabsieht. Das Thal dehnte sich hier in ein Becken, wie das um Botzen, aus, und war mit allen Gaben der mildesten Natur ausgestattet. Weinstöcke bedeckten den Abhang der Berge, und unter ihren Blättern sahen die schwarzen, angeschwollenen Beeren in mächtigen Trauben hervor. Pfirschenbäume, mit herrlichen Früchten belastet, drängten sich mitten unter ihnen, und der niedliche Tyroler Apfel zitterte in seinem matten Golde an der Spitze zarter Zweige. Mays, mit dichten gelben Kronen, die ein Stamm von sechs Schuh über den längsten Mann empor-

hielt, und Maulbeerbäume, die in der ganzen Schönheit ihres mütterlichen Bodens prangten, standen mir wechselsweise zur Seite, während unter mir ein lebhafter Fluß rauschte, der blühende Wiesen wässerte, und um mich her mächtige Gebürge röthlichschillernden Marmors eines über das andere emporstiegen. Ein paar Flecken, mit heitern und gesunden Menschen bevölkert, verliehen dieser schönen Landschaft vollends Interesse und belebten sie.

So dauerte Gegend und Weg bis Lavis (3 M.) einem gut gebaueten Flecken, fort. Von da fährt man auf einer schnurgeraden, wie gestampften, Straße, zwischen Weingärten, die mit Maulbeerbäumen eingefaßt sind, weiter. Die Rebe hat sich an dem Baum hinaufgewunden, und dieser läßt die Traube als seine eigene Frucht herabhangen. Oefnen sich endlich diese grünen Verschlingungen, so hat man die Etsch wieder vor sich, und an ihrem linken Ufer das alte Trento (2 M.) dessen schwarze Dächer und Thürme sich an

derselben amphitheatralisch erheben und auf der einen Seite das ganze Thal dergestalt verriegeln, daß es scheint, als ob man nur zu Wasser auf der andern Seite weiter kommen könnte.

Das Innere der Stadt nimmt sich nicht ganz so alt aus, als das Aeußere. Die Straßen sind zwar nicht gerade, aber meist geräumig. Um den unregelmäßigen Markt her, ist fast Gewölbe an Gewölbe, die von außen und innen mit einem Ueberfluß von Waaren aller Art versehen sind; so wie der Markt selbst reichlich mit schönem Obst und andern Lebensmitteln besetzt ist. Die Bauart hat Aehnliches von der Botzener. Die Häuser sind sehr gründlich von röthlichem Marmor aufgeführt, zwischen zwey und drey Stock hoch, und mit Lauben, mit Balkons, und Altanen versehen. Auch sind viele durch Säulen gestützt, die zum Theil hölzerne Gallerien tragen, welche die Stadt in der That nicht zieren. Einzeln steht manches neuere

Bürgerhaus und mancher gute Privatpallast in den verschiedenen Gegenden der Stadt, und die Kirchen fallen meist alle gut in die Augen, sind zum Theil ganz von Marmorquadern aufgeführt, und für den Geschmack, worin man sie anlegte, immer merkwürdig. So ist der Dom gothisch genug, aber von Marmor und nicht unangenehm. Er besitzt einen prächtigen Hochaltar, ein berühmtes Kreuzbild, das zu reden — längst aufgehört hat, und eine Kapelle, die Lotti malte, dessen Werke aber durch die Zeit fast unkenntlich geworden sind. S. Maria Maggiore ist ebenfalls ganz von Marmor, übrigens nicht von Umfang. Hier wird die Darstellung der berühmten Tridentinischen Kirchenversammlung aufbewahrt, die freylich so ausgefallen ist, als gemalte Sitzungen, die aus Hunderten von Köpfen und Brustbildern bestehen, auf einem kleinen Raume ausfallen können: unbestimmt, steif und wie eine Apotheke angeordnet. Der Küster kannte indessen alle die merkwürdigern

geistlichen Herren darunter, und nannte mir sehr fertig die Namen derer, die während der Dauer jener Versammlung in Trient gestorben sind. Die übrigen Gemälde in dieser Kirche fand ich nicht minder matt und geistlos. Niedlich ist die ehemalige Kirche der Jesuiten, wie fast alles, was sie gebauet haben. Das bischöfliche Schloß ist altmodisch und Klosterartig. Die Peterskirche und das Rathhaus sieht man auch wohl, wenn in einer Stadt nicht viel zu sehen ist. Ich wenigstens hatte die Merkwürdigkeiten von Trient in weniger als zwey Stunden gemustert.

An den Einwohnern bemerkte ich nur noch entfernte Spuren von deutscher Art, und die deutsche Sprache schien ganz verschwunden. Das Italienische, das ich an ein paar öffentlichen Oertern hörte, klang rauh genug, und wurde in Venetianischer gemeiner Mundart gesprochen. Die Kaffeehäuser waren schon nach italienischer Sitte eingerichtet, d. i. ohne Billard, mehr wie die deutschen

Schweizerladen. Die Gäste hatten ganz das Ansehen, als ob sie den langen Tag hindurch bald davor, bald darin gesessen und auf jede Weise lange Weile gehabt hätten. Als das Ave Maria geläutet wurde, setzten sie das eine Knie auf die Bänke und Stühle, nahmen den Hut herunter und flüsterten ein paar dahin gehörige Worte. Sodann klapperten die Steine auf dem Damenbrete wie vorher, und die Unbeschäftigten gähnten dazwischen.

Meine eigene Fahrlässigkeit war Schuld daran gewesen, daß mich mein Postknecht in einen Gasthof, wo es ihm sehr gefiel, hatte fahren dürfen. In der That, es wäre eine Schande für diese berühmte alte Stadt, wenn sie nur Einen und nur Solchen Gasthof besäße, als der meinige war. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht schon ein Mitglied jener Kirchenversammlung in dem Zimmer, das mir zu Theil wurde, gewohnt haben sollte; wenigstens deutete die Täfeley, womit dasselbe geziert war, auf zwey Jahrhunderte und dar-

über. Mein Abendessen war zum erstenmal ganz Italienisch von der geringeren Art. Harter Reis, mit einer zerkochten Taube, grobe Makaroni, gebratene Leber, ein Schnitt Bisquit und zwey kleine Aepfel, in Begleitung einer Flasche rothen trientiner Weins, zum Erschrecken für Jeden, der ihn nicht wie Wasser trinkt — waren die Zuthaten. In einem Bette, für eine ganze Gesellschaft groß genug, schlief ich — vortreflich. Uebersetzt wurde ich den andern Morgen nach Gebühr, denn der Wirth, der den Tag vorher mein „Cicerone" gewesen war, hatte die Großmuth gehabt, dafür nichts von mir zu nehmen.

Uebrigens erreicht die Bevölkerung von Trient die von Botzen nicht. Die Stadt hat nicht den Handel und nicht die Erzeugnisse. Letztere sind besonders Wein und Oehl, die in ihrem Gebiete von einem starken, ausgezeichnet gutmüthigen, Volke gebauet werden. Trient ist keine Handels- und keine Manufaktur-, sondern eine Geistlich-Adeliche Stadt,

deren leere Kirchen, und für ihre Bewohner zu große Klöster und Palläste, schon eine mittelmäßige Volksmenge andeuten. Man gab mir letztere zu Eilftausend an, und selbst diese Zahl schien mir zu hoch angesetzt.

Die nächste Post ist nicht mehr „Acquaviva“, wie die Postbücher melden, sondern Messina (2 M.), ein einzeln stehendes Haus. Der Weg von Trient bis dahin, und dessen Umgebungen, sind bey weitem nicht so angenehm, als vorher. Man fährt nämlich zwischen hohen Mauern, welche an beyden Seiten Weingärten einschließen und zugleich die Aussicht versperren, wie in einem wahren Hohlwege und, des Staubes halber, fast ärger noch. Die Berge dauern wie vorher fort, und die Fruchtbarkeit des Thals bleibt sich gleich. Letzteres erweitert sich merklich, der Fluß wird breiter und, was man aus diesen beyden Umständen von selbst schließen wird, auch die Berge senken sich allmählig, und der Hintergrund zeigt kein so mannichfaches Ge-

dränge von Klippen mehr; mit einem Worte, man merkt deutlich, daß man nicht in ein großes Gebürge hinein, sondern aus einem solchen hinaus fährt, und sich einer Ebene nähert. Doch geht es so schnell damit nicht, weil die Natur die Sprünge nicht liebt. Zwischen Messina und Roveredo, der nächsten Post (2 M.), hat sie Stellenweise wieder Rückfälle, und es thürmen sich abermals Steinmassen an den Seiten engerer Thäler auf, die den vorigen nichts nachgeben; hat man sie aber im Rücken, so wird der Abfall bald wieder desto merkbarer.

Der Weg, der unmittelbar nach Roveredo (Rovereit) hinein führt, hat wiederum die Unbequemlichkeit, daß man zwischen Gartenmauern eng eingeschlossen ist, und nur die kahlen Felsenkoppen über seinem Haupte sieht, ohne sich dafür an den Herrlichkeiten des Thals schadlos halten zu können. Aus dieser Ursache sieht man auch Roveredo nicht eher, als bis man dicht davor ist; ungeachtet diese

Stadt, bey einem zwar nicht beträchtlichen Umfange, doch ansehnliche Häuser, Privatpalläste *) und Kirchen hat. Gleich beym Eintritt in dieselbe überraschte mich ein angenehmer Anblick, den ich mir auf dieser Reise noch oft zu haben verspreche: der Anblick eines ganz neuen Pallastes, der, mit einer reizenden Einfalt und in den schönsten Verhältnissen, so eben aus den Händen des Baumei-

*) Wenn ich die größeren adelichen Wohnungen in Trient und Roveredo Palläste nenne, so ist es nach der Weise der Italiener, die freygebiger mit diesem Namen sind als die Deutschen. Sie würden die Straße unter den Linden in Berlin, die Moritzstraße in Dresden, Straßen mit Pallästen besetzt, und Wien selbst, eine Stadt von lauter Pallästen, nennen. Doch verlangen sie meist immer, daß solch ein zum Pallast erhobenes, großes Haus einen adelichen Besitzer habe.

Eben so verhält es sich mit dem Namen „Castello", das wir nicht mit Festung, sondern mit Schloß geben müssen, weil diese Kastelle mit unsern deutschen Festungen nicht verglichen werden können. Solche Schlösser haben Botzen, Trient, Roveredo und alle übrige beträchtliche Städte und wichtige Eingänge in Tyrol; aber sie werden dadurch nicht zu Festungen.

sters hervor gegangen und noch nicht einmal mit Hausgeräth versehen war. Ich bekenne gern, nichts ähnliches an Leichtigkeit in der Zeichnung, an anspruchsloser Eleganz in der Verzierung, und an Sorgfalt in der mechanischen Ausführung des Maurers, des Zimmermanns und des Gypsarbeiters, gesehen zu haben.

Ich würde aber getäuscht worden seyn, wenn ich dies Gebäude für das Muster der allgemeinen Bauart von Roveredo genommen hätte. Man hat es kaum hinter sich, so sieht man sich zwischen schwarzen, altmodischen, drey- und vierstöckigen Häusern, in einer engen Straße, die das Bild der meisten übrigen ist, eingeschlossen, und dem Auge wird nur noch hier und da durch einzelne gute Werke der Baukunst Genuß geboten. Dafür hat man aber den Anblick einer lebhaften Volksmenge, die auf den Straßen und in den Häusern geschäftig, und freylich wohl eben so viel werth ist, als die schöne Vorderseite eines

„Palazzo“. Ein thätiger Handel und eine mannigfaltige Gewerbsamkeit, die ihre Geschäfte und Arbeiten mit Seide, Tabak, Baumwollenwaaren, Häuten, gesalzenen Lebensmitteln und andern Artikeln, ununterbrochen forttreiben, haben diese kleine Stadt in noch nicht hundert Jahren fast um mehr als die Hälfte volkreicher gemacht; denn die Zahl ihrer Einwohner, die zu Anfange dieses Jahrhunderts gegen acht tausend war, ist seit jener Zeit über achtzehn tausend gestiegen.

Dieser Anwachs ist freylich nicht aus dem ursprünglichen Stamme der Einwohner hervorgeschossen. Es sind meist lauter fremde Handelsleute und Manufakturisten, Deutsche, Schweizer und Italiener, die sich seit ungefähr hundert und funfzig Jahren hier niederließen, und die Stadt und ihre Geschäfte immer lebhafter machten. Diese Ansiedelung wurde besonders dadurch mit befördert, daß Maximilian der Erste, dem sich diese Stadt zu Anfange des Sechzehnten Jahrhun-

derts freywillig unterwarf, derselben eine Zollfreyheit für alle Waaren, die sie einführte und brauchte, und zugleich die freye Wahl ihrer eigenen Obrigkeit zugestand.

Die Seidenwaaren von Roveredo sind wegen ihrer Gründlichkeit und ihrer schönen Farbe geschätzt und gesucht. Die letztere Vollkommenheit schreibt man der Wirkung des Wassers aus dem Flüßchen Leno zu, das sich hier in die Etsch ergießt.

Die Seide beschäftigt fast alle junge und alte Hände der Bürger in den untern Geschossen und in den kleinern Häusern der Stadt; aber nicht bloß sie, sondern ihr ganzes Gebiet, verbessert durch diese Beschäftigung die Natur, die hier in Absicht der ersten Bedürfnisse karg gewesen ist.

Da ein Theil der Bewohner von Roveredo aus Güterbesitzern und Rentnern vom Adel und vom Bürgerstande besteht, so bildet sich mitten unter dem größeren Haufen der handelnden und arbeitenden Klassen ein innerer

Kreis, der, aus den gewöhnlichen Bewegungsgründen, sich mit den Künsten und Wissenschaften abgiebt und immer schon abgab; und aus dessen Schooße die Denkmale der bessern Baukunst und anderer Künste, die man in Roveredo sieht, und die Namen, die man in der Gelehrten-Geschichte dieser Stadt nennt, hervor gegangen sind. Die hiesige Akademie der „Agiati" wurde von dem Ritter Vannetti und seiner Gemahlin, Laura Saibanti, gestiftet, und von Maria Theresia, im Jahre 1750, bestätigt. Sie zählte gelehrte, einheimische und fremde, Mitglieder, doch deren mehr bey ihrem Anfange, als in der Folge der Zeit.

Uebrigens ist das Becken, worin Roveredo liegt, angenehm. Um die Stadt her ist Weingarten an Weingarten, die, wie wir schon gewohnt sind, auch schöne Früchte hervorbringen. Deutsch hört man wenig, doch wieder mehr als in Trient. Die Speisen, der Hausrath, die Kleidung, das Benehmen und die

Gemüthsart der oberen und niederen Klassen sind schon ganz italienisch.

Den andern Tag (den 17. Sept.) fuhr ich von Roveredo ab. Man bleibt abermals, während einer Strecke, zwischen Gartenmauern eingeschlossen. Kömmt man aber ins Freye, so wird man sogleich von einem jener Schauspiele überrascht, welche die Natur zuweilen in einer Anwandlung von Laune giebt, und die uns so groß, so erhaben scheinen, ihr aber so wenig kosten mögen. Man sieht eine starrende, unfruchtbare Felsenrinde vor sich ausgebreitet, welche die deutlichsten Zeichen trägt, daß sie vormals in hochgewölbter Gestalt auf diesem Platze gestanden habe, durch irgend eine Kraft aber in ihren Grundfesten erschüttert und ausgedehnt, und so von oben herab in sich selbst zusammen gesunken und fast zur Fläche geworden sey. Sie zieht sich rechts bis zu der Etsch herab und ist links eine mäßige Anhöhe geblieben, deren Schichten, durch die erwähnte Kraft, langsam gehoben und auf

die Seite gelehnt sind, aber unzerrissen und dicht auf einander gepreßt, wie eine ungeheure graue Mosaik, da liegen. Der Weg läuft am Abhange hin, und nichts erquickt das Auge auf dieser todten Kruste.

Daß diese Kruste nur durch die letzte Schwingung einer großen Kraft ihre Bildung erhielt, zeigt sich da, wo sie aufhört, ganz deutlich. Denn wenn sie der Ueberrest Eines bloß zusammen gesunkenen Felsen ist, so steht man nun vor den Trümmern um und um gekehrter, aus ihren Wurzeln gerissener, von ihrem Standplatz hinweg geschleuderter Alpen. Felsenblöcke, Hunderte von Zentnern schwer, liegen hier wie Kiesel verstreuet, die Anhöhe hinan, das Thal herab. Unordentlich erscheinen sie bald auf einander gethürmt, bald neben einander gelagert, bald einzeln auf ihren scharfen Ecken empor gerichtet. Um, zwischen und neben ihnen sieht man gleichsam Güsse von kleinern Steinen, die theils die Klüfte ausfüllen, theils die Fläche überschwemmen.

Kein Baum, keine Staude — was sage ich? kein Grashalm zeigt sich hier, weil er kein Wurzelfädchen ausrecken konnte.

Durch diese Verwüstung fährt man über eine halbe Stunde fort, und man ist, bei der Menge von Betrachtungen, die sich einem darbieten, wie betäubt. Auf einmal sieht man sich vor einem neuen Meere von Steinen, die an Größe alle vorigen übertreffen. So weit dem Auge zu blicken gestattet ist, erscheinen Anhöhe und Thal mit diesen, wild durch einander geworfenen, in einander gerüttelten, auf einander gethürmten, über einander schwebenden, ungeheuren Felsenklumpen, für die der Zentner ein Kindergewicht ist, bestreuet und überschüttet. Bald sind sie eckigt, bald abgerundet, bald flach, bald keilförmig; nie haben sie die Lage, die ihre Schwere sich gegeben haben würde; sie waren, als sie stürzten, in Reibung mit tausend andern die zugleich stürzten, und arbeiteten im Gegendrucke von tausend andern als sie sich lagerten. Man sieht

ungeheure Blöcke gegen einander strebend da stehen, deren keiner zum Liegen gekommen ist, und auf ihren Häuptern ruhen kleinere, denen sie zu Trägern dienen. Wiederum liegt auf einem kleineren eine ungeheure Wacke, die ihn in den Boden gedrückt hat. Dort stehen die einzelnen Theile einer ganzen herausgetriebenen und umgekehrten Schicht hinter einander wie Borsten; hier ist die Koppe einer ganzen Klippe wie ein verkehrter Kegel aufgepflanzt. So sieht man die seltsamsten Gruppen um sich her gelagert und so lange festgestellt, bis eine neue Kraft sie von neuem wie einen Sack voll Tonkugeln aufrütteln und anders wohin aus einander schnellen wird.

Sehr anziehend wurde mir dies Feld der Verwüstung dadurch, daß es doch einige Stellen zeigte, die sich entweder gebildet oder erhalten hatten, und durch ein sparsames Grün Auge und Herz wieder erquickten. Bald waren es zwei Schritt Fläche, mit Grashalmen bekleidet und mit ein paar Bäumchen besetzt;

bald war es ein Kessel von beträchtlicherem Umfange, der in seiner Tiefe Wasser enthielt und rund herum an seinem Abhange Maulbeer- oder Weidenbäume nährte, die, für ihre bedrückte Lage, muthig genug grünten; bald waren es Trümmer ehemaliger Terrassen, auf denen Weinstöcke in einer ärmlichen Gestalt herum krochen; bald ein paar mächtige Steinflötze, deren Oberfläche Zeit und Wetter zu erweichen anfingen und in deren verwitterten Theilen feine Moose sich anzusiedeln wagten. Diese Zeichen von der unermüdlichen Gutherzigkeit der Natur, die den Tod selbst zur Geburt und die Fäulniß zur Blüthe macht, bewegten mich wunderbar und beschäftigten mich sehr angenehm bey meiner Durchfahrt durch diese Steinhaufen, die übrigens keine Spur von Feuer zeigen, mithin wohl die Kinder eines Erdbebens seyn mögen.

Nach einer beträchtlichen Strecke wird der Weg besser, die Berge stehen wieder aufrecht, das Thal wird wieder fruchtbar und ist entweder

weder mit Maulbeerbäumen oder mit Wein bepflanzt, oder mit grünenden Wiesen überzogen. Man schöpft freyern Athem, und es wird einem um so behaglicher, da sich die Berge immer mehr absenken und das Thal sich merklich erweitert. So erreicht man die nächste Post, Ala oder Hall (3 M.), eine zwar kleine, aber lebhafte und wohlgebauete Stadt, die durch ein in der Nähe befindliches, ergiebiges Salzwerk bekannt und die letzte im österreichischen Gebiet ist. Nach einer halbstündigen Fahrt befindet man sich vor der kaiserlichen Gränzmaut, wo man seinen Paß vorzeigt und dem Zollbeamten versichert, daß man nichts Mautbares führt, sodann einen Schlag zufahren läßt und jenseit der Gränze ist.

Man sieht sich nun in Italien, und nichts verändert sich, und doch ist alles anders als in Deutschland. — Diese Erscheinung hat man den allmähligen Uebergängen zu danken, welche die Natur überall so gern anbringt.

könnte man aus der Gegend von Berlin mit Einem Sprunge in die Gegend von Verona gelangen, so wäre einem Alles neu; da man aber über Wien oder Augsburg allmählig nach Italien hinein fährt, so muß man sich von der Natur darauf vorbereiten lassen.

In Wien sieht man schon eine Menge Italiener, vom veronesischen Wursthändler, vom venetianischen Musikmeister und mayländischen Operisten an, bis zum Mann von Stande, bis zum Minister des Königreichs beyder Sicilien. Man sieht sie, und hundert Andre von anderer Bestimmung und Art, mehreremal, und ihre Bildung, ihr Wesen, ihre Kleidung fallen einem auf; weil sie in irgend etwas von denen verschieden sind, die man sonst vor Augen hat. Man reiset von Wien ab, und natürlich nimmt man einen der Hauptwege, mittelst dessen Italien und Deutschland zusammen hangen, und beyde Länder einander ihre Menschen und Waaren zukommen lassen. Auf diesem Wege begegnen einem italienische

Fuhrwerke mit ihren Zugthieren, ihren Geschirren und ihren Reisenden und Führern; ferner herum ziehende Kleinkrämer, ihren Handel auf dem Rücken; und auswandernde Familien, die in Deutschland reiche Verwandte oder überhaupt ein besseres Schicksal aufsuchen. Man bemerkt an allen diesen Gegenständen gewisse neue Dinge, die einem von dem Augenblick an nicht mehr neu sind. Man setzt seine Reise fort und sieht unterwegs Landhäuser, Gärten, Säulen, Statuen, Gemälde, Kirchen in italienischem Geschmack; weiterhin Kamine, Kaffeehäuser, Balkons, Altane nach italienischer Sitte; zwar immer noch einzeln, aber so versteht es sich. So wie man weiter vorrückt, vermehren sich die italienischen Vorboten. Hinter Klagenfurt setzt man einem Gemüse mit Oehl gekocht vor, zu Lienz eine Pollenta, in Brixen wälsches Brot. Hier findet man schon zahme Kastanienbäume; zu Botzen feinere Früchte, Maulbeerbäume, Mays, ein italienisches Klima,

italienische Bauart, Menschen von italienischer Abkunft. Die runden, fleischigten, gutmüthigen deutschen Gesichter verschwinden nach und nach, und machen den schwarzen hageren, oder gelben aufgetriebenen, mit schwarzen Bärten und sprechenden trotzigen Augen, Platz. Ein gewisser Leichtsinn wird bey der dienenden, und eine große Fertigkeit im Uebervortheilen bey der handelnden Klasse sichtbar. Ernst und Bescheidenheit verlieren sich in den Farben der Kleidung, d. i. grau, blau, dunkelgrün, braun und schwarz werden den Leuten zu unscheinbar; aber roth, hochgelb, hellgrün, hellblau, in der schreyendsten Mischung, werden immer mehr Leibfarben. Der gemeine Mann zeigt immer weniger Gefühl für einen anständigen Anzug. Auf dem Kopfe trägt er bald keinen Hut mehr, sondern eine schmutzige wollene Mütze, oder auch gar nichts; die Brust hat er bis zu dem Nabel bloß; über die Schenkel schlottern ihm Beinkleider herab, die er am Knie nicht zuknöpft; die

Beine sind ohne Strümpfe, die Füße ohne Schuh; beydes ist in Monaten nicht gewaschen. Weiterhin begegnen einem schon häufig Leute in seidenen Lumpen.

Abzeichen dieser Art hatte ich von Wien an, und sie wurden immer häufiger, je mehr ich mich der Gränze näherte. Zu Trient bettelte schon der Postknecht gebrochen Deutsch noch um einige „Sololi“ über ein reichliches Trinkgeld; und ein Kerl, der ihm die Pferde vom Wagen gespannt hatte, erpochte dafür von mir ein Geschenk. Bis Roveredo ist alles, womit der Fremde zu handeln kommt, Italienisch geworden; und alles geht Italienisch mit ihm um. Wirth, Kellner, Lohnbedienter, Postknecht, Hausknecht, Hausmagd, alles betrügt ihn, jeder bettelt von ihm, jeder belügt ihn, jeder bleibt in der besten Laune, wenn er ihn über die mannigfachen Plackereyen verdrießlich sieht, oder wenn ihm die Wörter Gauner, Betrüger, unverschämte Lügner, Bettler, entwischen. Höchstens sagen

sie: es sey einmal in Italien so! Er werde sehen! Mein Kellner in Roveredo, dort schon „cameriere“ genannt, machte mir beym Einsteigen in den Wagen noch eine zweyte Rechnung, weil er, wie er sagte, in der schon bezahlten einige Artikel vergessen hätte, die er aus seiner Tasche bezahlen müßte, was „un tal' Signor“ doch nicht zugeben würde. Ich warf ihm ein kleines Silberstück zugleich mit einem „gran' briçone“ zu, der so ernsthaft nicht gemeynt war. „Eccellenza!“ rief er aus, zog die Achseln zusammen, lehnte den Kopf demüthiglich an die rechte Schulter und drückte die aufgefangene Münze an die Brust. Als der Postknecht fortfuhr, sagte er zu den Umstehenden, so laut daß ich es wohl hören mußte, „un buon' Signor!“ und als ich den Kopf herum drehte, um den Gaudieb noch einmal anzusehen, überraschte ich ihn bey einem großen Kreutze, das er mir nachschlug.

Alle diese und hundert andere kleine Züge und Erscheinungen sind Italienisch, und dem

Reisenden schon geläufig, wenn er nach Italien selbst kömmt. Er kennt die Menschen schon, das heißt den kleinen Theil derselben, den er auf der Reise braucht; er kennt die Natur schon, das heißt diejenige, die er bey seinem ersten Eintritt in Italien findet. Nichts daran scheint ihm mehr neu, und doch hatte er, noch vor Wien, weder solche Menschen, noch solch eine Natur gesehen. Gerade so wird ihm seyn, wenn er vor dem Amphitheater von Genua, auf der Kuppel vom St. Peter in Rom, und an dem Rande des Aetnaschlundes stehet.

Von Ala führt der Weg auf Peri, die nächste Station. (Eine Post *)) Die Straße ist nicht so sorgfältig gemacht, als bisher; aber die Gegend ist ganz dieselbe. Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden befindet man sich vor dem venetianischen Gränzzoll Borghetta. Es sind zwey kleine, einzeln

*) Die italienische Post hält sieben, acht, auch wohl neun Miglien.

am Wege einander gegen über stehende, und durch ein Wetterdach, das den Wagen Schutz giebt, mit einander verbundene Häuser. Aus dem einen trat mir ein Zollbedienter mit dem höflichsten Wesen entgegen, war völlig überzeugt, daß ich keine verbotenen Waaren bey mir führte, und bat sich für diese Ueberzeugung, mit in dem Wagen gestreckter Hand und spielenden Fingern, „dalla bona grazia dell' excellentissimo Signor forestiero“ — ein kleines Geschenk aus. Dieser gab ihm eins; da es jener aber gern größer gehabt hätte und dies mit einem „è poco Excellenza!“ deutlich zu erkennen gab; so erwiederten die Exzellenz: „basta così, amico!“ und fuhren hartherzig weiter nach Peri.

Dies ist ein unansehnlicher Flecken, wie ein paar andere, durch die ich, von Ala aus, im venetianischen Gebiete gekommen war. Das Aeußere dieser Oerter ist in der That höchst abschreckend. Sie sind ganz offen, ihre Häuser sind zwar gemauert, aber von eben

den Steinstücken, die im Wege herum liegen, und wie man sie ohne Auswahl aufrafft: groß und klein, rund und eckigt, von allerley Bergarten. Sie erscheinen wie bloß auf einander gelegt, nicht mit Mörtel ausgefüllt, noch weniger beworfen. Diese rauhen Mauern stehen da, Theilweise verwittert, Theilweise aus einander gegangen, Theilweise von Luft, Regen und Sonne grau oder schwarz gefärbt. Sie haben im untersten Geschoß eine Oeffnung, welche Thüre und Fenster zugleich bildet und in ein schwarzes, mit Steinen ausgesetztes oder mit Lehm ausgeschlagenes, Gemach führt, das eine Familienwohnung vorstellt. Das zweyte Geschoß hat zwar drey oder vier kleine Fensteröffnungen, aber Glasscheiben sind nicht darin zu sehen, sondern bloß ein paar eiserne Stäbe, und dahinter hölzerne Laden. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt, die von der Sonne verkohlt und nicht angenagelt, sondern um die Kosten für die — Nägel zu ersparen, mit

Steinen belegt sind, wodurch sie fest gehalten werden.

In und vor solchen Häusern sieht man Menschen, schwarzgelb von der Fußspitze bis zum Wirbel; die Männer bloß mit einem Hemde und mit einer Hose — nicht bekleidet — sondern nur behängt; die Weiber baarfuß, baarköpfig, nur mit einem zerlumpten Unterrocke, mit einem erdschwarzen Halstuch und einem steifen, rothen oder gelben Mieder halb und halb bekleidet; das rabenschwarze Haar in ein Nest auf dem Hinterkopfe zusammen gewickelt, und unter dem Arm einen Rocken, dem sie dicke Faden abzupfen, die sie mittelst einer in der Luft schwebenden Spindel zugleich drehen und aufwinden.

Die Honoratioren von Peri zeigten sich zwar angekleidet, aber wunderlich genug. Ein abgeschabter Rock von hellerothem, wollenen Sommerzeuge, oder von grüner, oder hellblauer, verschossener Seide; eine

strohfarbene, oder hochgelbe, oder purpurfarbige Weste, nur in der Mitte oder unten mit Einem Knopfe befestigt, weil die übrigen fehlten; Beinkleider, theils von der Farbe des Rocks, theils von allen übrigen schreyenden Farben, über dem Knie nicht zugeknöpft; Zwirnstrümpfe, so dünne, daß man sie nur durch ihre größere Schwärze auf der Haut unterscheiden konnte; Pantoffeln, oder vielmehr eingetretene Schuhe; ein langer Zopf, der bald geflochten und oben mit einem Bindfaden eingebunden, bald mit einem rothgewordenen schwarzen Seidenbande umwickelt war, und überall Büschel von Haaren heraus ließ; breite Manschetten und große schmutzige Busenstreifen von grobem Zwirnfilet; eine dünne schmale Halsbinde, mit einer gewaltigen Schnalle im Nacken befestigt — dies waren die Toilettenstücke solch eines Ehrenmannes, denen er durch ein ungekämmtes Haar, in welchem die Federn und Dunen aus dem Bette flatterten, und durch eine

baumwollene Nachtmütze, die sich in eine lange, zwischen den Schultern schwebende Trottel endigte, die Krone aufzusetzen gewußt hatte.

Meine Vorgänger und Nachfolger auf der Reise durch Peri werden diese Zeichnungen treu finden. Ich habe sie nach der Natur gemacht, indem ich vor dem Posthause saß und meine Pferde erwartete.

Die Regierung hat anbefohlen, daß jeder Reisende, der durch ihre Staaten mit Extrapost geht, ein „Bollettone" von dem Oberpostmeister aus Venedig vorzeigen soll. Man kann sich durch einen Freund, oder durch seinen Wechsler, solch einen Eingangsschein entgegen schicken lassen; oder ihn auch in Wien von dem dortigen Gesandten der Republik erhalten. Auf dessen Vorzeigung müssen ihm die Postmeister für acht Paoli mit zwey Pferden eine Station, oder zwey deutsche Meilen fortschaffen. Hat er aber keinen, so können sie nach Willkühr, anstatt

acht Paoli, zwölf bis funfzehn nehmen und der Reisende darf sich nicht beschweren. Ich hatte um solch ein Bolletton geschrieben und es in Roveredo zu finden geglaubt, aber nicht gefunden. Dieser Umstand half mir nichts bey dem Postmeister in Peri. „Ich müßte Sie für acht Lire fahren,“ sagte er, „wenn Sie eins hätten; aber Sie haben keins! Da es mir also erlaubt ist, mehr zu nehmen, so kann ich nicht gegen meinen Vortheil handeln, und ich muß mehr nehmen. Sie sollen aber sehen, daß Sie mit einem großmüthigen Venetianer zu thun haben. Ich verlange nur zwölf Paoli; dem Folgenden müssen Sie funfzehn geben! Das sag' ich Ihnen vorher!“

In der besten Laune über seine ganz neue Art von Großmuth gab ich ihm die verlangten zwölf Paoli, und die übrigen drey einem Bettler, der neben mir stand; wobey ich ihm recht ernsthaft dankte, daß er mir Gelegenheit gäbe, gegen seinen armen Lands-

mann meinerseits auch großmüthig zu seyn. Diese Wendung schien doch sein edles Herz so in Bewegung zu setzen, daß es sich vergaß und in einige harte Worte gegen den Bettler ausbrach; allein dieser, der alles vortrefflich begriff, lachte ihn aus und mir — dankte er für mein Almosen nicht.

Dieser Wettstreit der Großmuth hatte nicht die geringste Wirkung auf die Unterheuschrecken des Posthauses gethan. Es waren ihrer sechs trotzige, zerlumpte Kerl, wovon der Eine mir die Vorder- und der Andere die Hinterräder besprengt, der Dritte den Koffer angezogen, der Vierte die Pferde gebracht, der Fünfte sie dem Postknecht angespannt, und der Sechste mich gefragt hatte: ob ich etwas aus dem benachbarten Wirthshause befö̈hle? — Was sie haben wollten, war, wie sie es nannten, „per la bona mano“ (für willige Handreichung), und sie forderten es in einem Tone, daß ich lieber gleich geben, als mir Stationen machen wollte, wie

der übellaunige Smollet, der sie immer mit Gallenfiebern verließ und doch am Ende alles, was man von ihm haben wollen, bezahlt hatte.

Hinter Peri hören endlich die Berge auf, doch nicht ohne sich noch einmal in ihrer Furchtbarkeit zu zeigen. Man kömmt nach „Chiusa", einem Gränzschlosse, das an dem Gehänge eines steilen Berges angebracht ist. Man braucht Vorspann, um den Weg hinan zu kommen, der dem Berge durch Kunst abgewonnen und nur so breit ist, daß zwey Wagen einander so eben ausweichen können. Man hängt auf demselben gleichsam über der Etsch, so wie der Felsen drohend über den Weg hängt. Unter einem, in einer Tiefe von wenigstens 150 Schuh, drängt sich die Etsch zwischen diesen und dem gegen über stehenden, noch rauhern und ganz schroffen, Felsen hinein und rauscht an den Wurzeln beyder, ohne selbst dem Fußgänger an den Seiten Platz zu lassen. Sie kann hier auch

noch mittelst einer starken Kette geschlossen werden.

Wenn man über den höchsten Punkt des Weges gekommen ist, so hat man im Herabsteigen das Schloß vor sich, zu welchem man über eine Zugbrücke gelangt. Es ist klein und schmal, und giebt in der That einen armseligen Anblick. Das Mauerwerk ist veraltet, und aus den wenigen Schießscharten sehen rostige Kanonen hervor. Vor demselben hat man im Felsen selbst ein Kämmerchen für den Wächter ausgehauen, zu welchem man auf kurzen Stufen gelangt. Unmittelbar über dem Schlosse hat man Kasamatten angebracht, die theils in den Felsen selbst gehauen, theils durch Mauerwerk an demselben angebauet sind. Alles ist klein und enge; aber als Anhang zu der Festung, welche die Natur selbst hier gebauet hat, würde dies Schlößchen doch dazu beytragen, den Feind, der durch diesen Paß eindringen wollte, eine Weile abzuhalten.

Jen-

Jenseit dieses Schlosses führt der Weg am Fuße des Felsens und hart am Ufer der Etsch fort, die hier als ein ansehnlicher Fluß erscheint. Die Durchfahrt zwischen Felsen und Fluß ist so schmal, daß man, um Plätze zu gewinnen wo die Wagen einander ausweichen können, erstern hat ausschweifen müssen. Auf diese Art zieht sich der Weg nach Volargine (eine Post), von wo aus man endlich auch zur Linken die Ebene übersieht, die man schon eine Weile zur Rechten hat übersehen können. Hier hatte ich nun die Gebirge, in welchen ich, von Schottwien an, verschlossen gewesen war, mit ihren angenehmen und fürchterlichen Stellen im Rücken, und ich blickte mit freyerem Athem in das Paradies — Lombardey.

Uebrigens ist vielleicht keines der großen Gebirge so leicht und anmuthig zu bereisen, als das, welches ich von dem Semmering an bis hieher durchfahren hatte. Der Weg läuft beständig, theils im Grunde der Thäler,

theils am Gehänge der Berge fort. Er ist durchweg vortrefflich unterhalten, und nur an zwey oder drey Stellen etwas enge und nicht genug durch Geländer gesichert. Er ist hinlänglich mit Brücken versehen, um mit Sicherheit über die kleinern und größern Flüsse zu kommen die einem so häufig begegnen, oder welchen man folgt. Er ist sicher zu bereisen, weil die Menschen gut sind, die längs demselben wohnen. Er bietet viel Abwechslung dar, weil er zugleich eine lebhafte Handelsstraße ist. Das Land selbst, durch das er führt, ist anziehend. Ungeachtet Berge und nichts als Berge um den Reisenden her stehen, so gewährt doch die unendliche Abwechslung ihrer Gestalten und Zusammenstellungen, ihrer An- und Aussichten, ihrer Erleuchtung, ihrer ungeheuren Massen und ihrer mannigfaltigen Bestandtheile großen Genuß. Die Thäler zwischen ihnen sind größtentheils schön, oft wahrhaft reizend, meist immer fruchtbar; und das fleißige, unverdorbene Volk, das sie

bewohnt, das sich in vielen Dingen uner⸗schrocken mit der Natur selbst in Kampf ein⸗läßt, erfüllt das Herz mit Theilnehmung und freudigem Erstaunen. Ich bekenne, noch keine Reise mit so viel Vergnügen gemacht zu ha⸗ben, als diese Bergreise; und wenn ich jetzt wieder die Ebene mit Freudigkeit empfing, so lag derselben nicht Ueberdruß der Berge, sondern der natürliche Gefallen des menschli⸗chen Herzens an Abwechslung zum Grunde.

Von Volargine bis Verona (1½ Post) führt der Weg durch eine Landschaft, die ei⸗nem großen, zusammenhängenden Garten gleicht. Pflanzungen von Maulbeerbäumen, oder von Ulmen und Ahorn, alleenweise ver⸗theilt, bedecken die Felder. Mächtige Wein⸗stöcke lehnen sich an diese Bäume und trei⸗ben Ranken, Blätter und Früchte bis in de⸗ren Kronen hinauf; von dort fallen sie her⸗ab und finden andere, die, wie sie, eines Anhalts bedürftig sind. Der Winzer nimmt sich ihrer an, fügt sie zusammen, und so ver⸗

schlingen sie sich in einander und laufen in Gewinden durch alle Alleen. Das Land zwischen diesen ist bearbeitet, und Feldfrüchte aller Art werden auf demselben gezogen. Es ist ein Gedanke, der für den Boden der Lombardey Achtung erweckt, daß er fast zu gleicher Zeit Getreide und Wein hervorbringt und den Seidenbau möglich macht. Hier herum ist er übrigens noch so steinigt, daß die Bäume aus den Steinen selbst hervorzuwachsen scheinen, und daß die eigentliche Erde kaum sichtbar wird. Diese ist ockerbraun gefärbt, wie die Steine, die ganz dieselben sind aus welchen die Berge von Salurn bis vor Volargine bestehen. Je mehr der Fleiß diesen Boden überwindet, desto fruchtbarer wird er; und je weiter man gegen Verona hinab kömmt, in desto ergiebigerem Stande ist er schon. Um die Mitte des Weges fand ich ein artiges Lustschloß, das die Nähe einer großen Stadt verkündigte. Es war jüngst erst angelegt und fiel

angenehm in die Augen. Der dazu gehörige Garten war schon mit Mauern eingefangen, schien aber nur ein Ziergarten werden zu sollen, denn ich sah wohl ziemlich mittelmäßige Bildsäulen, aber keine Spur, daß man auch für Schatten sorgen wolle, in einem Lande, wo man dessen so viel braucht.

Verona sieht man nicht eher, als bis man nur noch eine halbe Stunde davon entfernt ist. Diese Stadt liegt gerade da, wo die Alpen allmählig bis zu ihrer tiefsten Abdachung gelangt sind, und diese in wahre Fläche übergeht. Ist man also über den letzten Absatz hinunter, so erscheint sie an eben diesen Absatz gelehnt, der Länge nach ausgebreitet, mithin ganz eigentlich an den Wurzeln der Alpen gelagert und von der Etsch durchströmt, die ich in Italien auch italienisch, Adige, nennen will. Nach wenig Augenblicken ist man vor ihren Thoren. Ich fuhr durch das äußere Bischofsthor hinein, ohne von den Zollbedienten anders, als zu

Borghetta, belästigt zu werden. Unter dem innern fragte mich ein Soldat — großer Gott, was für ein Soldat! — nach Namen und Vaterland, und schrieb beydes mit einer Feder! aus einem Tintenfaß! auf Papier! — wahrlich, daß ich zur Schande des geflügelten Löwen, seiner Vogelscheuche von Soldaten — kein Trinkgeld, wie er verlangte, sondern ein wahres, von christlicher Milde hervorgebrachtes, Almosen darreichte. Ich fuhr in den Gasthof „alle due torre", behandelte aus nöthiger Vorsicht, ehe ich abpacken ließ, mit dem „cameriere" Zimmer, Tisch, Bedienung und alles übrige, und ließ mich sodann erst in einer Stadt nieder, worin ich einige angenehme und lehrreiche Tage zu verweilen beschlossen hatte.

Es sind mehrere Punkte in der Stadt und um dieselbe, wo man sie, ihrer ganzen Lage und Gestalt nach, übersehen kann. Man mag einen ihrer Kirchthürme, eines ihrer Thore, eines ihrer Außenwerke, oder eines

ihrer Schlösser wählen, immer hat man eine anziehende Aussicht; die weitläuftigste aber findet man auf dem Schlosse S. Felice, und diese wollte ich zuerst aufsuchen.

Ich gelangte durch einige ziemlich verschlungene und unreinliche Straßen zu der Brücke „della Pietra“, die über die Adige führt, und besahe im Vorbeygehen zwey ihrer Bogen, die noch von altrömischer Arbeit sind und gegen welche die benachbarten allerdings sehr abstechen. Jenseits dieser Brücke erhebt sich die Anhöhe, auf welcher das feste Schloß S. Felice über dem andern festen Schlosse S. Pietro liegt. Eine Anzahl von Häusern ist amphitheatralisch an derselben hinangebauet, die sich zwar, weder durch Neuheit, noch Größe, noch Geschmack empfehlen, dennoch aber dieses Ufer der Adige gut verzieren. Ich stieg langsam die Anhöhe hinauf, ohne die Trümmer zu suchen, die an derselben von einem alten Theater und einem alten Kapitolium — nicht mehr zu sehen sind,

und überrumpelte die Festung S. Pietro, die freylich keine Thore hatte, und deren Ringmauer an mehreren Stellen ohne Kanonen und Kugeln eingeschossen war. Ich bestieg ihre Schanzen und Wälle, fand aber keinen Punkt, von welchem ich Stadt und Gegend ganz ohne Hinderniß für das Auge hätte übersehen können; eilte also vollends nach S. Felice hinan, und traf es wirklich mit Thoren, mit wohlerhaltenen Ringmauern, mit Kanonen und Besatzung versehen, und sonderbar! aus eben dem Grunde, aus welchem S. Pietro nichts von dem allen hat. Um dies Räthsel zu lösen, erinnere man sich, daß der Löwe, der von hier herab Verona beherrscht, trotz seinen Flügeln, zu einem sehr mißtrauischen Geschlechte gehört; und daß er diesen obern Platz für sich behalten, den unteren aber, so wie die ganze Stadt, in den Händen der Veroneser gelassen hat.

Auf einem der höchsten Außenwerke von S. Felice fand ich, was ich suchte: einen

Platz, der zu einer allgemeinen Uebersicht der Stadt und Gegend alle Erfordernisse hatte. Er war mit einem Altan bezeichnet, den ich zwar nur mit Ziegelsteinen ausgesetzt, und mit einem alten Dache, auf vier verwitterten Säulen ruhend, bedeckt fand, der aber nach allen Seiten offen war, und seine Bestimmung vortrefflich erfüllte. Die ganze Stadt lag vor mir ausgedehnt da, so klar und hell, daß ich das entfernteste Gartenhäuschen unterscheiden konnte. Von der umliegenden köstlichen Fläche übersah ich einen Halbcirkelschlag von vier bis fünf Meilen, und nordwestlich zitterte da, wo der dunkelblaue, ganz reine Horizont sich auf die schwarzgrüne Scheibe lehnte, Mantua mit seinen Thürmen, während die näheren Städte und Flecken, weiß und roth, wie holländische Dörfer in einem großen Lustgarten, gelagert erschienen. Auf der entgegen gesetzten Seite hingen die Alpen, durch die ich gekommen war, mir noch einmal über dem Haupte, so nahe schienen sie. Der Baldo

ragte hier am höchsten unter ihnen hervor, und an seiner Seite liefen nach Nordosten kleinere Berge herab, deren Gipfel mit Bäumen gekrönt waren, unter denen ein Volk lebt, das, so wie seine Berge einzeln stehen, einzeln für sich besteht, nicht mehr zu den Deutschen gehört, und noch nicht zu Wälschen umgeschaffen ist: ich meyne die sogenannten Cimbern, welche die bekannten dreyzehn Gemeinen bilden. Von ihrem Wohnort an dachen sich wellenförmig immer niedrigere Berge dergestalt ab, daß sie in der Ferne nur noch als Anhöhen das Land umschließen, und sich allmählig in die schöne Ebene verlieren, die, durch nichts mehr unterbrochen, als der üppigste, fruchtbarste, wohlhabendste Theil von Italien, sich über Mantua, Mayland und Turin bis an die Wurzeln der jenseitigen Alpen hinzieht, durch welche die Schweitz und Frankreich von Italien geschieden werden.

Nachdem ich über eine Stunde auf diesem anziehenden Platze zugebracht hatte, stieg ich

die Anhöhe wieder hinunter und ließ mich zu der Stelle führen, wo man vermuthet, daß vor Alters Bäder gestanden haben. Man schließt dieß aus einigen Röhren, die man dort gefunden hat. Jetzt dringt noch aus dem Felsen ein sehr lebhafter Strahl von Wasser hervor, der mit einer Röhre eingefaßt und mit einem Becken versehen ist. Diese Quelle wird im Frühling und Sommer von den Einwohnern häufig besucht und als Gesundbrunn getrunken. Das Wasser hat im Geschmack viel Aehnliches mit dem Egerbrunnen und soll auch eine auflösende Kraft haben.

Als ich zu der Brücke „della Pietra“ zurück kam, verweilte ich auf derselben, um sie als Standpunkt für eine Aussicht über einen Theil des Inneren der Stadt zu benutzen. Maffei empfiehlt sie als einen solchen, ich bekenne aber, daß in diesem Fall, wie in vielen andern, seine Vaterstadtsliebe ihn zuviel hat sagen lassen. Das linke Ufer des Flusses,

an welchem die Anhöhe, die ich bestiegen hatte, sich hinzieht, gewährt wohl eine angenehme Aussicht, aber das rechte eine desto unangenehmere; denn die daran stehenden Häuser kehren demselben alle ihre rostigen, hölzernen Gänge, Altane und heimlichen Gemächer, und ihre über dieselben hingebreitete Sudelwäsche zu; und auf den Balkonen der oberen Geschosse bemerkte ich einige sorgfältige Hauswirthinnen, die ihre frechsten Feinde in den Falten der Bettdecken aufsuchten und sie, wo nicht erhaschten, doch in die Adige sprengten. Dieß war für mich kein Standpunkt — per formare prospettive così nobili et così vaghe, che scene non si videro mai meglio ideate. *) Vielleicht benahmen sich Maffei's Landsleute zu seiner Zeit ästhetischer oder wenigstens verschämter.

Angenehmer übersieht man von dem Neuen Thor herab einen Theil der Stadt, und zwar

*) Verona illustrata, Tom. II. 4. des Auszugs.

einen der schönsten. Dieses Thor, das auch, wie das Thor „del Pallio“, als Werk der Kunst sehenswerth ist, liegt auf der andern Seite der Stadt, den Schlössern S. Pietro und S. Felice gerade gegenüber. Im Vordergrunde hat man die Uebersicht der ganzen Neuen Straße, einer der stattlichsten und lebhaftesten in der Stadt. Dieß wird sie besonders um die Zeit der Korsofahrt. Sie ist sehr lang, verhältnißmäßig breit, an beyden Seiten mit erhöheten Fußwegen, und in der Mitte mit einem gut gepflasterten Fahrwege, versehen. Gegen Abend sind so viel Wagen auf dieser Straße, als in der Stadt gehalten werden, weil sie einen Theil des Korso ausmacht, den niemand versäumt, der ein Fuhrwerk besitzt, und den zu besuchen, manche Familie sich den Kosten eines Zwey- oder Vierspannes unterzieht. Diese Korsofahrer nehmen sodann ihren Weg unter dem gedachten Neuen Thore hin und man übersieht das Gedränge, welches sich hier durch die Heraus-

und Hereinfahrt bildet, von oben herab ganz in der Nähe. Die Fußgänger, die unterdessen die Wege an den Seiten füllen, ziehen in mannigfachen Gruppen von dem Platze Bra daher, drängen sich zwischen den Wagen hindurch und bilden außerhalb der Stadt auf der Brücke und in den daran stoßenden Alleen bunte Reihen, durch welche die Wagen hinfahren. Viele der Fußgänger kommen auch auf die Wälle, die zu beyden Seiten des Neuen Thors hinlaufen, gehen auf denselben spatzieren oder setzen sich in langen Reihen nieder, um das Getümmel auf der Brücke und in den Alleen zu beobachten.

Die Aussicht über den lebendigen Theil von Verona machte mir diesen Standpunkt lieber, als irgend einen andern in der Stadt. Er beschränkt sich aber nicht auf das Getümmel des Korso allein, er beherrscht zugleich die Häusermasse der Stadt, in ihrer ganzen Ausdehnung, nach allen Seiten. Man sieht, wie sie sich nördlich und nordöstlich an den

Wurzeln der Alpen erhebt, und in die beyden äussersten Bastionen des Schlosses S. Felice ausläuft; wie nordwestwärts die Adige hinein-, und nach einer Schlangenwindung durch die Stadt, südlich wieder hinausströmt; und wie östlich, südlich und westlich jener große Lombardische Garten an ihre Mauern stößt und sie gleichsam zu einem der großen Gartenhäuser macht, deren er so viele in seinen grünenden Labyrinthen einschließt.

Eine dritte angenehme Aussicht über die Stadt gewährt der Garten des Grafen Giusti, dessen Terrassen bis zu dem Fuße der Mauern des Schlosses S. Pietro hinan steigen. Man übersieht hier besonders ihre Gestalt und den eigentlichen Lauf der Adige. Der Garten selbst ist nicht von Umfange, auch in Absicht seiner Anlagen nicht ausserordentlich. Diese sind nach altem Geschmack, und bestehen in Heckenlabyrinthen, in kleinen, mit Marmor eingefaßten, Springbrunnen und andern Wasserspielereyen; in Grotten, aus Muscheln und

Steinstücken zusammen gesetzt, und andern altmodischen Verzierungen. Auch ist der Garten schon ziemlich bejahrt, und Burnet und Addison, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts hier waren, erwähnen seiner schon in dieser Gestalt. Für den Nordländer erhält er durch eine vortreffliche Weinterrasse und eine Reihe köstlicher Cypressen, die man vielleicht in ganz Italien nicht so schön wieder findet, viel Anziehendes.

Meine nächsten Ausflüchte hatten die Kenntniß des Innern der Stadt zum Zweck.

Verona ist wie eine altgewordene Schöne, die noch in dem altmodischen Anzuge, der in ihrer Jugend fein und zierlich war, einher tritt, und der man wegen der Ueberbleibsel von vormaligen Reizen, die man an ihr entdeckt, Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Die Stadt ist theils mit einer bloßen Mauer, theils mit Wällen und Graben umgeben, theils wird sie durch den Fluß und theils durch die beyden erwähnten Kastelle

eingeschlossen. Ein drittes, das „castel vecchio“ liegt in der Stadt selbst am rechten Ufer des Flusses und beherrscht diesen da, wo er herein tritt.

Die Mauern sind sehr hoch, von länglich-viereckigten Werkstücken erbauet, oben mit einem nach alter Weise ausgezackten Kranze versehen, alt und verwittert, doch nirgends noch bis zum Einfallen vernachläßigt. Den Wällen, Graben und Außenwerken kann man dieß eher nachsagen. Die Brustwehren sind zum Theil eingeschossen und in die Graben gefallen; letztere sind mit Schutt und anderem Unrath ausgefüllt, und die Kasamatten und bedeckten Gänge großentheils zusammen gestürzt. Auch gehen diese Werke nicht hinter einander fort, und sind an einigen Stellen unvollendet geblieben. Was aber davon übrig ist, zeigt in der That von Einsicht in der Kriegsbaukunst, von Festigkeit, und von glücklicher Benutzung oder Ueberwindung des Lokals. Reisende, die sich über diesen Gegen-

stand Kenntnisse und Unterricht verschaffen wollen, finden in Verona Gelegenheit dazu. Zwar sind viele der hiesigen Befestigungsarten durch neuere Erfindungen verdrängt worden, viele andere aber gelten auch jetzt noch, und sind in der That ungleich lehrreicher, als die zu Graudenz und Plesse, weil man sich ihnen mit der Bleyfeder nähern darf, ohne zu fürchten, daß die Signorie von Venedig eine edle Lernbegierde in eine ihrer Kasamatten verschließen möchte. Es ist in der That vor keiner derselben eine Thüre mehr.

Ich mache diese Anmerkung, um die Manen des, für den Ruhm seines Vaterlandes und seiner Vaterstadt, so eifrigen Maffei besänftigen zu helfen. Er klagt, *) daß noch kein Reisender dieser merkwürdigen Seite von Verona erwähnt hat. „Gewöhnlich glaubt man,“ sagt er, „daß die Befestigungskunst in Italien nicht zu Hause sey, und man stellt

*) Ver. illustr. Tom. II. 102.

nur immer die französischen, holländischen und deutschen Erfindungen zur Schau; und doch ist diese Kunst in Italien geboren und ausgebildet. Man kennt aber die Bosheit der Ultromontanischen Schriftsteller. Weil die Italienische Sprache bey ihnen nicht getrieben wird, so legen sie sich wenigstens mit Fleiß darauf, um sich in vielen Dingen unentdeckt für Erfinder ausgeben zu können. Mit wenig Worten zu zeigen, daß die Befestigungskunst ganz unsere ist, darf ich nur die Bücher angeben, durch die sich der Leser davon versichern kann." — Hier zieht er eine Reihe von Werken an, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert über jene Wissenschaft in Italien geschrieben sind; und zeigt sodann, daß eine Menge von Befestigungsarten, wodurch Vauban und die deutschen und holländischen Kriegsbaumeister berühmt geworden sind, lange vorher von italienischen vorgeschlagen waren. Sein Landsmann, San Michele, ein vorzüglicher Baumeister, habe

viele davon bey den drey Festungen von Verona wirklich ausgeführt.

Man zeigt in Verona gern die Bastion „delle Boccare", und sie verdient in der That, wegen einer Kasamatte gesehen zu werden, die unter derselben angebracht ist. Die Veroneser führen sie als ein Probestück von der ehemaligen Vorzüglichkeit ihrer Befestigungen an und nehmen diese Gelegenheit wahr, um durch ein bedeutendes Achselzucken den Fremden errathen zu lassen, was sie davon halten, daß die Regierung sie absichtlich hat verfallen lassen. Jene Kasamatte nimmt den ganzen Umfang der über ihr liegenden Bastion ein. Sie hat die Figur eines Cirkels, und hundert und fünf Schuh im Durchmesser. In der Mitte steht ein runder Pfeiler, gegen fünf und zwanzig Schuh dick, auf welchen die ganze gewölbte Decke zusammen läuft, die in der Mitte vier und zwanzig Schuh über den Boden erhaben, und von dem Pfeiler an, nach allen Punkten der Mauer hin,

vierzig Schuh breit, und doch so flach gehalten ist, daß sie in einem Winkel von nur fünf und vierzig Graden sich an die Mauer lehnt. Diese schwere architektonische Aufgabe ist mit einer Leichtigkeit ausgeführt, und mit einer Festigkeit, welcher drey Jahrhunderte, mit allem ihren Regen und Schnee, noch keinen Riß. noch keinen ausgesprungenen Stein, haben abgewinnen können. Der breite und hohe Eingang, einige Schießscharten und über denselben und in der Decke angebrachte Luftlöcher, geben dem Ganzen ein trefliches Licht. Einem deutschen Fürsten, der diese Kasamatte besah, gefiel sie so wohl, daß er eine Zeichnung davon mitnahm, um einen Pferdestall darnach anlegen zu lassen.

Die vier Brücken, die über die Adige laufen, sind, in Rücksicht der Länge und der Größe des Anblicks, mit keiner der berühmtern deutschen zu vergleichen. Die einzige Brücke beym alten Schlosse (Castel vecchio) hat einen Bogen, der sich durch die kühne

Ausspannung seines Gewölbes, die, nach Maffei 142 Fuß beträgt, und durch Zierlichkeit und Leichtigkeit empfiehlt. Diese beyden Vorzüge, die freylich durch Backstein bequemer zu erreichen sind, als durch Werkstücke, machen aber den Veronesern bange, daß der Bogen unter der Last eines Wagens einfallen möchte, und sie halten deswegen diese Brücke gesperrt. Die Fürsorge, ihrer Stadt ein Kunstwerk zu bewahren, trägt zu dieser Maßregel mit bey. Die drey übrigen Brücken kamen mir ganz gemein vor.

Die Straßen von Verona sind großentheils gerade und haben eine verhältnißmäßige Breite. Einige darunter, z. B. der Korso und die Neue Straße, sind wegen ihrer Geradheit, Breite und guten Häuser und Palläste, wirklich schön. Auch bleiben sie den ganzen Tag über sehr lebhaft, theils, weil sie zu den beyden Marktplätzen, dem Herren- und Kräuterplatz, und überhaupt zum volkreichern Mittelpunkt der Stadt führen;

theils, weil sie mit Gewölben für Waaren aller Art, mit Trink- Speise- und Kaffeehäusern, mit Läden für erfrischende Näschereyen und mit Werkstätten verschiedener Künstler und Handwerker, dicht besetzt sind; theils, weil sie gegen Abend der Tummelplatz der großen, oder der müßigen Welt überhaupt, und mit Wagen und mit Spatziergängern angefüllt, werden. Die übrigen Straßen um und an dem Kerne der Stadt und bey den Brücken, sind auch lebhaft, aber nicht zugleich so glänzend; die entferntern hingegen sind menschenleer, stille und zum Theil sehr enge und unansehnlich.

Die meisten dieser Straßen mögen vor Alters ein gutes Pflaster gehabt haben, aber jetzt ist es sehr vernachläßigt und beschwerlich. Die Seitenwege für Fußgänger sind aus kleinen Steinen, wie sie der Fluß führt, zusammen gesetzt, und durch die Traufe in eben so viel Stacheln verwandelt worden. Diese Mosaik wird durch eiserne, zum Theil

eingetretene, zum Theil wandelbare Gitter, die über den Luftlöchern der Keller liegen, unterbrochen und in der That gefährlich. In manchen Straßen sind die Fußpfade auch mit Marmorplatten belegt, die aber theils auf der einen Seite versunken, theils in Stücke gesprengt sind, und einen ungewissen Schritt veranlassen. Da, wo dieses Seitenpflaster kläfft, wächst ungestört langes Gras hervor, außer an gewissen Stellen, die man erräth, und die zu keiner Zeit des Tages und in der Nacht mit Sicherheit zu betreten sind. Das Mittelpflaster ist nicht minder vernachläßigt, besonders in den entlegenern Straßen, in die vielleicht binnen Jahren kein Fuhrwerk kömmt, und die wie Wiesen grünen.

Die Bürgerhäuser in der Stadt sind ohne Ausnahme alt und räuchrig, und haben im untern Geschosse mehrentheils finstre Gewölbe oder Lauben, mit schwarzen, hölzernen Wetterdächern darüber. Der erste Stock hat meist immer zwey hohe und breite Fenster,

mit Säulen eingefaßt, und vor denselben einen Balkon, mit einem eisernen oder marmornen Geländer umgeben. Der zweyte Stock hat bald Austritte vor den Fenstern, bald nicht, und im dritten sind die Fenster meist immer mit schwarzen Laden vermacht, über welche die eben so schwarze Dachtraufe weit herüber steht. Auf dem flach gehaltenen Dache schwanken hölzerne Altane, unter welchen die Wäsche der Hausbewohner sehr widerwärtig im Winde spielt. Ein deutsches Auge, das an abgeputzte, oder wenigstens reinliche, Aussenseiten der Häuser gewöhnt ist, findet in Verona seine Rechnung nicht. Die ursprüngliche Beraffung ist abgefallen und die Steine, woraus die Mauern bestehen, in welchen Bruchsteine, Werkstücke und Backsteine untereinander gemengt sind, erscheinen in ihrer ganzen Nacktheit. Um den Eindruck von Düsterkeit zu vollenden, bemerkt man noch den Umstand, daß alle Häuser gesperrt gehalten werden, und daß die Bewohner derselben nur

mit dem Hausschlüssel heraus und hinein können. Die Straßen besonders, die keine Gewölbe und Kramladen im Erdgeschosse haben, geben ein wahres Bild der Verödung, und ihrer findet man immer mehrere, je weiter man sich von den lebhaftern, öffentlichen Plätzen entfernet.

Die Gegenden um letztre her, sind in Verona, wie überall, auch heiterer und lebendiger. Hier stehen die größeren und schöneren Häuser des Adels und seine Palläste. Von beyden Arten sind viele in Verona, und man findet sie, bis auf einige, ziemlich in und an dem Mittelpunkte der Stadt beysammen, z. B. um und an dem Platze Bra, dem Herrenplatze, dem Kräuterplatz und in den Straßen, die mit zum Korso gehören. In diesen Gegenden sieht man auch die merkwürdigen öffentlichen Gebäude und die Ueberbleibsel aus den mittlern und ältern Zeiten, deren Verona einige ganz merkwürdige und ein fast einziges aufzuweisen hat.

Die Häuser und Palläste des Adels fallen, wie vorhin erwähnt, weniger öde und düster in die Augen, aber den allgemeinen Anstrich von Veraltung und Vernachlässigung tragen doch die meisten. Hier muß man das Auge zwingen, sich nur schönen Verhältnissen und an die Nettigkeit und Leichtigkeit, die sie hervorbringen, zu halten, und nicht bey dem Rost und der Vernachlässigung zu verweilen; man muß es anleiten, ein zierliches Portal zu bemerken, wenn es auch mit Brettern verschlagen ist; eine geschmackvoll verzierte Vorderseite, nach Verdienst zu schätzen, ungeachtet man sie nicht vollendet hat; ein kühn empor geworfenes Treppengewinde gehörig zu schätzen, obgleich es von Staub und Unrath starrt; und endlich eine Reihe, im gefälligsten Maaß und in Licht und Luft stehender, Zimmer, bey noch nicht fertigem Fußboden, meisterhaft zu finden. Es ist in der That in ganz Verona kein sehenswürdiges Haus, kein Pallast, keine Kirche, kein öffentliches Werk, wo

man nicht das muthwillige und einseitige Auge im Zaume halten müßte, damit es nicht über der Menge von oft sehr lächerlichen und unanständigen Abstichen, sehr schöne und vollendete Dinge übersieht oder verschmähet.

Die Plätze der Stadt sind, bis auf den Platz Bra, mehr enge als geräumig, und fallen altmodisch in die Augen, weil sie zum Theil öffentliche Gebäude einschließen, deren Anlage in sehr frühe Zeiten fällt. Dahin gehören der Herrenplatz und der Kräuterplatz.

Der Herrenplatz ist ein regelmäßiges Viereck. Auf demselben steht der Stadtpallast, ein altes Gebäude, mit einer geräumigen Loge, und einem Engel und einer Maria in Bronze, von dem veronesischen Künstler Campagna. Anziehender sind die Bildsäulen einiger berühmten, aus Verona gebürtigen, ältern Gelehrten, welche die Stadt zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts dort hat aufstellen lassen; es sind Katullus, Kornelius Ne-

pos, Aemilius Macrus, Vitruvius und Plinius der ältere. Den Fracastor und Maffei sieht man auf den beyden Bogen, durch die man zu diesem Platze gelangt. In den Sälen des gedachten Stadtpallastes sind einige historische Gemälde, die meist auf die Kriegsthaten der Stadt Verona Bezug haben, die aber die Zeit sehr unscheinbar gemacht hat. Der Pallast des Podesta und des Capitano, beydes veraltete Werke, stehen auch auf diesem Platze; und in dessen Nähe findet man die Grabmäler einiger ehemaligen Beherrscher von Verona aus dem Hause Scala, als des „Can Grande", des „Can Signorio" und des „Can Mastino", Werke in gothischem Geschmack, die im Ganzen eben keine gefällige Wirkung thun, deren einzelne Theile aber mit viel Feinheit und Leichtigkeit gemeiselt sind.

Der Kräuterplatz, ein längliches Viereck, wenigstens noch einmal so groß als der Herrenplatz, ist, besonders des Vormittags,

einer der lebhaftesten Punkte in Verona, und vorzüglich geschickt, von dem Aeußern, der Sprache und dem Wesen der niederen Volksklassen einen Begriff zu geben. Männer und Weiber kaufen hier die Bedürfnisse für den Mittag ein; und ich glaube die erstern zahlreicher auf diesem Markte gesehen zu haben, als die letztern. Die Gewohnheit, daß Hausväter für die Küche sorgen und den Einkauf in eigener Person nach Hause tragen, war mir nicht neu mehr, weil ich sie schon in Roveredo gesehen hatte; Männer aber mit eben der Beredsamkeit, Waarenkenntniß und Zähigkeit, (wenn man mir diesen Ausdruck erlauben will) feilschen und bieten zu sehen, als die Weiber, war mir ganz neu und belustigte mich außerordentlich. Ueberhaupt hat die Art, wie die Italiener handeln, so viel Eigenthümliches, daß ich vielleicht weiter unten der Versuchung nachgebe, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Im Ganzen genommen ist es eine Art von Krieg, den man mit großer Heftig-

keit führt, während dessen man sich eine Menge böser und höhnischer Worte sagt, und der endlich, wie alle, doch damit endigt, daß einer der streitenden Theile hinter das Licht geführt wird. Außer den grünen Waaren, die diesem Platze den Namen geben, sind in den Gewölben, die das Erdgeschoß der Häuser enthält, eine Menge anderer von jeder Art feil.

Hier steht das große Kaufhaus (Casa de' Mercanti), das schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erbauet wurde. In demselben sind Börse, Niederlage, und Gerichtshof der Kaufleute in Handelssachen, bey einander. Man sieht hier abermals ein Marienbild in Bronze von Campagna; und über einem benachbarten Springbrunnen eine noch weit ältere marmorne Bildsäule (vom Jahre 806, nach Maffei) welche die Stadt Verona vorstellt, mit einer Krone auf dem Haupt und einem Papier in der Hand, worauf die Worte stehen:

Est iusti latrix
Urbs haec, et laudis amatrix. *)

Das hiesige Kollegium der Advokaten gründet auf diese Inschrift sein Alterthum und seine Gerechtigkeitsliebe; der Adel sein Ehrgefühl; die Gelehrten und Künstler ihren schon früh erkannten Eifer für Gelehrsamkeit und Kunst; und alle wiederholen dem Fremden gern diese kurze Charakteristik ihrer Stadt, die, was wenigstens den letzten Zug derselben betrifft, in der That noch jetzt passend ist. Wie man aber mit dem ersteren das wunderliche Vorrecht reimen will, das eine benachbarte, noch stehende, oben mit einem Löwen besetzte, Säule hatte, vermöge dessen ein Schuldner, der sie berührte, vor allen Verfolgungen seiner Gläubiger sicher war, sehe ich nicht wohl ein; und Verona mag sich mit Padua und Neapel, die ähnliche Institute haben,

*) Gerechtigkeit übt diese Stadt,
Nach Ehr' sie gros Gelüsten hat.

haben, und mit den deutschen Gerichtshöfen, die eiserne Briefe geben, vereinigen, um die Gerechtigkeit für diese Sitte zu gewinnen.

Einige riesenhafte, gemalte Figuren, ein großer Heiliger, Christoph, und ein hoher Thurm, der mit zu den sieben oder acht Wunderthürmen Italiens gehört, verschönern noch, so gut sie können, diesen Platz. Der Pallast Maffei, der die obere schmale Seite desselben einnimmt, thut dies auf eine mehr befriedigende Art. Doch könnte er noch schöner seyn, wenn seine Vorderseite nicht zu sehr mit Zierrathen des Steinmetzen überladen wäre. Die übrigen Häuser um diesen Platz sind meist ansehnlich genug, aber veraltet, wie alle übrige, und ohne Merkwürdigkeiten in Absicht der Bauart. Nichts kann häßlicher seyn, als der Anblick ihrer Erdgeschosse an einem Sonntage, wenn die alten verwitterten Thüren und Fensterladen der Gewölbe geschlossen sind.

Heiterer, neuer und geräumiger, obgleich unregelmäßig, ist der Platz Bra. Er wird von dem alten Amphitheater, von dem neuen Hospital, von dem angefangenen, aber nicht vollendeten, Pallaste für den Proveditore, von den Gebäuden der philharmonischen Akademie, von drey oder vier neuen, in die Augen fallenden, Pallästen, worunter sich der Pallast Verza besonders auszeichnet, und von einer Reihe guter Bürgerhäuser eingeschlossen. Rund herum vor diesen Häusern und Pallästen laufen breite Leisten von Marmorplatten, zur Bequemlichkeit der Spatziergänger, die besonders gegen Abend diesen Platz aufsuchen, und ihn bis nach Mitternacht anfüllen. Unter den Arkaden der Häuser sind Kaffee-, Feinbäcker- und Kaufmanns-Gewölbe aller Art hart neben einander, vor welchen Stuhl an Stuhl steht, die immer mit Menschen besetzt sind, während der Rest innerhalb oder außerhalb dieser Arkaden sich auf- und abdrängt, oder sich Zugweise in die daran stoßende

Neue Straße verliert, von daher aber beständig zu dieser Stelle zurückkömmt. Die Nähe jener Straße vermehrt überhaupt die Lebhaftigkeit des Platzes Bra, weil die Korsofahrer immer ein Stück desselben berühren; wer in das Theater fährt oder geht, kömmt gewöhnlich auch über diesen Platz, weil es unmittelbar an denselben stößt.

In der Mitte dieses Platzes steht ein Denkmal, welches die Vereinigung der Adige und Venedigs, mithin die Unterwerfung von Verona an diesen Freystaat, vorstellt, das aber weder ansehnlich genug ist, um diesen Platz zu zieren, noch gut genug gearbeitet, um den Kenner anzulocken und zu fesseln. Als eine Schmeicheley für Venedig ist es zu schwach, als ein Kunstwerk für Verona zu schlecht.

Die Zierde, die das alte Amphitheater diesem Platze verschafft, muß ein wenig durch Gelehrsamkeit, Einbildungskraft und Liebhaberey heraus gehoben werden, wenn sie nicht

für eine Verunstaltung desselben gelten soll. Wer bloß Laye ist, sieht an dem Aeußern desselben nichts, als eine höhere Mauer, die so alt, so rostig, und eine niedrigere, die so zusammen gedrückt, so verwittert und benagt ist, daß sie ein Bild der Verwüstung vorstellen könnte. Er hat wohl einmal davon gelesen, aber was er las, nicht im Geiste des Alterthums genommen; deshalb vermuthet er ein glattes, festes, majestätisches Werk, etwa nach altdeutscher Art von großen Werkstücken aufgeführt, zu sehen; aber er findet in diesen Mauern kleine, größere und große Steine durch einander gemengt und plump mit Mörtel beworfen. Betritt er das Innere, so sieht er links und rechts gewölbte Gänge, die höchst unansehnlich sind, weil sie aus kleinen, runden Steinen bestehen, zwischen welche der Mörtel abermals klumpenweise hinein geworfen ist, und die eben so wenig berappt sind, als die Häuser in Peri. Die Kiesel, die nun schon seit Jahrhunderten unerschüttert an ein-

ander kleben, scheinen ihm endlich auf den Kopf fallen zu wollen, und er schämt sich, daß er nicht einmal von einem stattlichen Quaderstein erschlagen werden soll. Der innere Umgang des Erdgeschosses ist ihm unerträglich schmutzig; er findet ihn voll Wasser; und die Ein- und Ausgänge der Arena sind ihm zu klein, und die Treppen zu enge nach Verhältniß des Ganzen. Eine bessere, aber keine große, Wirkung thut auf ihn die Arena selbst, mit den rund herum emporsteigenden Sitzen. Er verwundert sich über die aufgethürmte Steinmasse, aber er bewundert sie nicht; er hat, nach seiner Meynung, nicht den Genuß des Schönen und Großen. Die über einander gereiheten Sitze drücken sich, von der entgegen gesetzten Seite gesehen, ganz auf einander, und er bemerkt nichts, als eine Ringmauer, in Absätzen aufgeführt. Und wie mögen, sagt er laut, die schmutzigen Füße dessen, der auf der nächsten Stufe über dem Andern saß, diesem zwischen den Schultern gespielt

und ihm die Toga verdorben haben! Die beyden Ehrenplätze des Ovals, die einander gegenüber stehen, und die ihm wohl auch Stände für die Spielleute gewesen sind, was sie ihm klein und unansehnlicher scheinen! Die Vomitorien, die zwey und zwanzig tausend Menschen zu Ausgängen dienen sollen, dünken ihm bloße Luftlöcher; und wenn man ihm vorstellt, daß alle diese Dinge, eben wegen der Größe des Ganzen, ihm so klein vorkommen, so antwortet er mit der wunderlichen Frage: warum hat der Baumeister nicht für Verhältnisse gesorgt, die dem Umfange des Ganzen und dem Vermögen des Gesichts besser entsprechen?

Gelehrte und Alterthumsforscher wissen, wie solchen Layen zu antworten ist. Sie kennen aus Kupfern und Beschreibungen dieses Werk des Alterthums zu gut, und haben das Maaß seines Umfangs von außen und innen, die Anzahl der Sitze, die Ordnung der Bauart, den Namen des vermuthlichen

Erbauers und die übrigen Merkwürdigkeiten desselben zu sehr im Gedächtnisse, als daß ich nöthig hätte, es noch einmal zu beschreiben, und dadurch die Bemerkungen aller und jeder Layen und zugleich die, an modernen Putz gewöhnten, Kunstkenner zu widerlegen. Gegen die letzteren wiederhole ich nur, daß man in Italien einen gewissen Stutzersinn in Beurtheilung der Werke der Kunst ablegen müsse, den man sich so leicht in Frankreich und England angewöhnt. Wer in diesen Ländern sein Kunstgefühl gebildet hat, läßt erst etwas spät den Alten und ihren Nachahmern Gerechtigkeit widerfahren, weil er das, was er für schön und vollkommen hält, von dem Charakter der neuern Schönheit und Vollkommenheit abgezogen hat. Dieser ist Nettigkeit, Glanz und Vollendung; bey den Alten war er nichts, als Erfüllung des Zwecks. Wer auf der andern Seite sein Kunstgefühl aus Italien holte, befreundet sich wiederum schwer mit den Werken der fran-

zösischen und englischen Meister. Hat man also einen recht aufrichtigen, gefühlten Gefallen an dem Dom der Invaliden zu Paris, so hält man die äußere Form des Pantheons in Rom für einen großen Backofen, mit einem schönen Portikus, der nicht dazu gehört; und das Innere, besonders nach einem starken Regen, für eine Art von Marstall; hat man hingegen einen ähnlichen Gefallen am Pantheon, so vergleicht man jenen Dom, seiner äußern Form nach, mit einer Nürnbergischen Bindfadenbüchse, und seiner innern Geputztheit nach, mit dem Gartenpavillon einer galanten Frau.

Das neue Hospital, das man nahe an dem Amphitheater jetzt aufführt, scheint eins der schönsten in Italien zu werden. Die Anlage ist groß und erhält durch eine Säulenstellung, die an der Vorderseite hinläuft, jetzt schon, da sie noch nicht vollendet ist, einen Anblick von Pracht und Größe. Aber eben diese Größe und Pracht lassen fürchten;

daß die Liebe zur Kunst und Wohlthätigkeit, zwar nicht nachlassen, aber sich an den Mitteln erschöpfen möchte, die zu ihren Werken unentbehrlich sind. Diese Furcht begründet der unvollendete, in der Nähe stehende Pallast des Proveditore, der seit dem Jahre 1609, wo er angefangen wurde, noch nicht zur Hälfte vollendet ist, auch wohl schwerlich vollendet werden wird, da seit mehr als hundert Jahren kein Stein hinzu gekommen, und jetzt weder Verona noch die Republik in den Umständen ist, dem prächtigen und geschmackvollen Anfang ein ähnliches Ende hinzu zu fügen. Von diesem Pallast ist das Gebäude der Philharmonischen Akademie nur durch zwey neben einander stehende Bogen getrennt, durch die man von dem Platze Bra in die neue Straße gelangt. Es macht den Veronesern Ehre, daß eine öffentliche Anlage, die mit zum Anbau der schönen Künste und Wissenschaften beyträgt, in ihrer Stadt nicht unvollendet geblieben ist.

Man war aber auch vorsichtig genug, dieses Museum nicht ausschließend auf den Eifer für die Musenkünste zu gründen, sondern den sinnlichen Genuß, die Bequemlichkeit und Wirthschaftlichkeit zu Miterbauern und Miterhaltern desselben zu machen. Die verschiedenen Anlagen dieses Gebäudes werden darüber nähere Aufklärung geben.

Vor demselben, nach dem Platze Bra zu, ist ein Vorhof, der auf drey Seiten von einer Galerie umschlossen wird, die auf Dorischen Säulen ruhet, und sich nach innen öffnet. Die Umgänge enthalten eine Menge von Alterthümern, die in der Gegend von Verona und in dieser Stadt selbst gefunden sind, und hier nach einer gewissen Ordnung aufbewahrt werden. Dem Reisenden dünken sie mehr oder weniger merkwürdig, je nachdem er von Rom oder aus Deutschland kömmt. Im letztern Falle wird ihm die große Sammlung alter Inschriften, die in die Mauern der Galerie eingelegt, und alter Al-

täre, Basreliefs, Meilenzeiger, Fußgestelle ꝛc. die zwischen den Säulen aufgestellt sind, viel Unterrichtendes und Anziehendes darbieten; im ersteren Falle wird er freylich in dieser ganzen Sammlung nichts mehr finden, was ihm neu wäre, und er wird sich sogar wundern, wie eine Menge Dinge als Merkwürdigkeiten hier aufgenommen worden, die theils höchst unbedeutend, theils wohl auch sichtbar von neueren Pfuschern nachgemacht sind.

Der innere Raum, den der Vorhof einschließt, ist ursprünglich zu einem botanischen Garten bestimmt, der aber bis jetzt noch vermißt wird.

Die beschriebene bedeckte Galerie und ihr Vorrath, führen den Namen des Lapidarischen Museums und sind für die Philharmonische Akademie, eine gelehrte Gesellschaft, berechnet und ihr zur Aufsicht anvertrauet worden. Niemand konnte auch dieser Pflicht sich besser entledigen, als sie, da sie mehrere Mitglieder besitzt, die in den dahin

gehörigen Kenntnissen theils sehr bewandert sind, theils sie zu ihrer Liebhaberey gemacht haben. Dem gelehrten Grafen Muselli hat dies Museum seine jetzige Ordnung zu danken.

Ehe man in das Hauptgebäude der Akademie eintritt, läßt man das Auge bey dem Portikus desselben, der auf sechs Jonischen Säulen ruhet, wohlgefällig verweilen, und sieht mit Vergnügen das Brustbild Maffei's, der so viel gründliche Verdienste um seine Vaterstadt und besonders auch um diese Akademie hatte, über der Thüre. Man tritt sodann in einen großen Saal zu ebener Erde, der links zu den Versammlungszimmern der Philharmonischen, und überhaupt der guten, Gesellschaft von Verona, rechts aber zur Akademie der „Philotimi" führt. Der Name deutet den Zweck dieser Gesellschaft an: sie sollte eine Schule seyn, worin der Adel sich im Fechten, Reiten, Springen und andern Künsten, die seinem Stande, theils aus Be-

dürfniß, theils aus Vorurtheil, unentbehrlich sind, üben sollte — nur der Adel, denn ein jeder, der daran Theil nehmen will, muß sich der Adelsprobe unterziehen. Dies ist das zweyte Institut der Akademie.

Auf das dritte habe ich oben schon hingewinkt. Sie soll der Sammelplatz der besten Gesellschaft in Verona seyn, und sie ist es auch als „Casino della Nobilità.“ Die meisten adelichen Häuser nehmen Theil daran und setzen einen Werth auf diese Theilnahme. Man findet wöchentlich mehrere Tage eine Gesellschaft von beyden Geschlechtern dort, und einen angenehmen Zeitvertreib, mag man ihn am Spieltisch, oder in der Unterhaltung, oder vor einem Orchester suchen. Der Fremde ist hier eingeführt, wenn er eine Empfehlung an irgend ein adeliches Haus hat. Diese Leichtigkeit erkauft er freylich damit, daß er in dem Hause selbst, dem er empfohlen ist, nie so eingeführt wird, wie man es in Deutschland versteht; und dies ist eben der

Umstand, weshalb ich oben gesagt habe, daß auch Wirthschaftlichkeit dazu tritt, diese Akademie aufrecht zu erhalten. Außer der in Italien üblichen, sparsamen häuslichen Einrichtung, die einen solchen öffentlichen Versammlungsort nöthig macht, wird auch kein Land so von Fremden angefallen; und das Haus, das ihnen mit Gastfreyheit entgegen käme, würde bald in einen Gasthof verwandelt werden, den Umstand ungerechnet, daß ein gefälliger Hauswirth seinen Gastfreunden Dinge zeigen, und Dinge darüber sagen müßte, die er tausendmal schon gezeigt und gesagt hätte. Ich halte diese beyden Gründe für stark genug, die Italiener zu entschuldigen, daß sie sich der Fremden so wenig annehmen, und sie mit Fleiß der Raubsucht der Gastwirthe und noch mehr ihres Gesindes zu überlassen scheinen. Es sind nur drey oder vier Häuser in ganz Verona, die zu Gunsten regierender Fremden eine Ausnahme machen und sie zu einem Thee oder

Gefrornem einladen, aber auch, bey ihrer Abreise, für diese gastfreundliche Aufnahme, ein gut gewähltes und dargebotenes Andenken nicht verschmähen.

Das vierte Stück der Akademie ist endlich noch das große Schauspielhaus, welches sie in ihrem Gebiete einschließt. Es steht erst seit 1750, in welchem Jahre das vorige abbrannte. Der Saal ist geräumig und läßt dem Auge, in Rücksicht seiner Verhältnisse, nichts zu wünschen übrig. Die Bühne selbst ist zwar nur mit mittelmäßiger Mechanik versehen, und die Dekorationen sind etwas abgenutzt, sie hat aber hinlängliche Breite und Tiefe und erhebt sich, auf beyden Seiten mit stattlichen Säulen verziert, über das Parterre. Fünf Reihen Logen steigen eine über die andre empor. Die Logen der drey ersten Reihen haben Zimmer hinter sich, um die Besitzer des Theaters desto bequemer so genießen zu lassen, wie es in Italien Sitte ist. Die Umläufe sind geräumig, die Treppen

breit und von Stein. Aber auch hieher folgen uns Ungehörigkeiten, woraus dieses, in solchen Stücken höchst natürliche, Volk kein Arg hat. Hinter jedem Vorsprunge dieser Umläufe, steht eine Pfütze, über die man mit Bedacht schreiten muß, woran ihr Geruch erinnert; und in jeder Vorstellung, der ich beywohnte, sah ich Eine oder Zwey Fledermäuse, die im Saale mit solcher Dreistigkeit herum flogen, daß man wohl sah, wie ungestört sie dies Wesen schon eine gute Weile getrieben haben mußten.

Man sieht endlich, in der Nähe des Platzes Bra, noch einige Trümmer von Alterthümern, z. B. einen Bogen und ein Stadtthor, beyde sehr schadhaft, aber auch beyde, selbst wenn sie unbeschädigt wären, ohne alle Bedeutung von Seiten des Geschmacks und der Kunst.

Ich erlaube mir noch ein paar Bemerkungen über die Kirchen dieser Stadt.

Es sind ihrer in Verona weder so viele, noch so prächtige, in Rücksicht des Aeußern und Innern, als verhältnißmäßig in andern großen italienischen Städten. Ein paar ausgenommen, schreiben sie sich alle aus dem 9ten, 11ten, 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert her. Sie sind größestentheils von Backsteinen aufgeführt; einige darunter zwar auch von Marmor, aber von dem gemeinsten aus der Nachbarschaft, und immer sind große Partien von Backsteinen dazwischen gemauert. Die Mauern selbst stehen in ihrer natürlichen Gestalt, unbeworfen, da; und Bauart, Façaden, Thürme, Pfeiler und Gewölbe sind gothisch, verschnörkelt und finster, und die darin befindlichen Bildhauereyen nicht durch ihre Ausführung sowohl, als vielmehr durch ihren Zweck merkwürdig, der dahin geht, das Andenken verdienter Männer aufzubewahren. Unter den Malereyen, die sie besitzen, sind merkwürdigere, besonders in Rücksicht des Anfangs und Fortgangs der Kunst; und die

berühmtern veronesischen ältern Meister haben Beyträge zu ihrer Verzierung geliefert, wie z. B. Orbetti, Farinati, Tintoretti, Bassetti, Barbieri, Brusasorzi, Cignaroli, Paul Veronese u. v. a. m. Ich zeichne für meine reisenden Landsleute nur Zehn Kirchen aus, worin sie alles beisammen finden werden, was diese Meister Gutes für die Gotteshäuser ihrer Vaterstadt gemalt haben, obgleich man in allen übrigen, selbst den kleinsten Klosterkirchen, wenigstens Ein Bild antreffen wird, das eines Besuchs werth ist. Ueberhaupt, wenn gedachte Meister nicht Rafaele, Corregio, Guido Reni, mit einem Worte, nicht ganz vortrefliche Künstler sind, so gehören sie doch zu den Guten, und man darf nicht besorgen, sich den Geschmack bey ihnen zu verderben. Die gedachten zehn Kirchen sind folgende: S. Anastasia, S. Biagio, der Dom, S. Bernardino, S. Zenone, S. Luca, S. Niccolo, S. Fermo, S. Stefano und endlich S. Giorgio. Letztere ist von außen und innen

die neueste und geschmackvolleste, und eine wahre Gemäldesammlung. In der Kirche S. Bernardino fesselt die Kapelle Pellegrini am längsten: ein wahres Kleinod in ihrer Art, dergleichen ich vielleicht, an Einfalt, Geschmack und Sorgfalt in der Ausführung, in ganz Italien nicht wiederfinden werde. *) San Micheli hat sie angegeben.

Ich gehe zu der lebendigen Merkwürdigkeit von Verona, zu dem Menschen, über.

*) Diese Vermuthung, die ich nach der Musterung jener Kapelle niederschrieb, ist eingetroffen. Ich habe prächtigere, größere, kostbarere in Mayland, Genua, Florenz und Rom gesehen, aber keine, die eine so ganz reine, anspruchslose Wirkung auf mich gethan hätte.

Zweyter Abschnitt.

Boden und Himmelsstrich von Verona. Erzeugnisse. Wetterbeobachtungen. Geringe Sterblichkeit. Volksmenge. Ursachen ihrer Verminderung. Der veronesische Adel. Dessen Tracht. Anzug der ältern adelichen Damen und Anstand der jüngern. Ausgezeichnete körperliche Bildung. Zug von Winkelmann, sein Schönheitsgefühl betreffend. Unausgebauete, nicht eingerichtete, Palläste. Menge von Bedienten, besonders Läufern. Ungeselligkeit. Seltenheit der Besuche in den Häusern. Falsche Schaam, eine seltene Erscheinung. Graf Alexander Bevilacqua, ein Lohnbedienter. Anmerkung über ein paar italienische Charakterzüge. Liebhaberey der schönen und nützlichen Wissenschaften und Künste. Sammlungen von Kunst-, Natur- und litterarischen Merkwürdigkeiten. Große Meynung der Veroneser von ihren Sehenswürdigkeiten. Ein dahin gehöriger, beschreibender Zug. Ihre Willigkeit, sie zu zeigen. Verhältniß der Stadt Verona mit Venedig. Der Mittelstand oder der niedere Adel. Regierungspolitik der Signoria von Venedig. Die Kaufmannschaft. Manufakturen und Handel. Schafzucht.

Seiden- und Weinbau. Die Geistlichkeit. Geringere Klassen der Einwohner. Handwerker. Pöbel. Ein veronesisches Parterre. Lärm auf den Straßen. Anzug der gemeinen Bürger und Handwerker. Aeußeres des Pöbels. Bettler. Ihre Lebensart, Menge und Kunstgriffe. Oeffentliche Vergnügungen. Der Korso. Das adeliche Kasino. Eingeschränktheit der Unterhaltungen. Erscheinungen von Rachsucht und Meuchelmord. Verschwundene Galanterie. Das große Theater. Benehmen in demselben, von Seiten der Zuschauer und der Schauspieler. Dramatische Bude in dem alten Amphitheater. Waisen- und Findelkinder, feyerlich in diese Theater geführt. Wettrennen junger Läufer, umständlich beschrieben. Abreise von Verona.

Reise nach Mantua. Land um Verona. Hornvieh, Schafe, Schweine. Villa Franca. Massecane, ein Städtchen von lauter Landhäusern. Roverbella, erster kayserlicher Ort. Abstich gegen die Venetianischen. Veränderung des Weges, des Bodens und der Gegend. Ansicht von Mantua. Große Brücke. Großer Gasthof. Pallast del Te. Ueber dessen Form und Namen. Bemerkungen über Julius Romanus, als Baumeister und Maler. Wie viele junge Engländer reisen. Inneres von Mantua. Palläste. Verdienste des Julius Romanus um die Lokalität dieser Stadt. Die Domkirche. Der Herzogliche Pallast. Die Andreaskirche. Besteigung ihrer Kuppel. Aussicht von derselben. Bevölkerung der Stadt, auffallend gering. Politische und physische Ursachen davon. Ansicht der entferntern Straßen. Mangel an Unterhaltung für Fremde. Ab-

reise nach Kremona. Schnelle Fahrt. Beschaffenheit des Landes und der Straße. Oerter, durch die man kömmt. Ansicht und Lage von Kremona. Inneres. Volksmenge. Aristokratische Verfassung. Menge des Adels. Gesellschaftliches Leben. Der Dom. Der hohe Thurm. Entwicklung eines allgemeinen italienischen Charakterzuges. Ariette, auf Sieben Glocken gespielt. Taufkapelle. Schulen. Abreise nach Mayland. Umsatz des Bodens und zum Theil der Landschaft. Wohlhabende Ansicht derselben. Oerter, durch die man kömmt. Lodi. Ansicht von Mayland und Eintritt in diese Stadt.

Der Erdstrich, auf welchem, und der Himmelsstrich, unter welchem, der veronesische Mensch lebt, sind beyde zu seinem Gedeihen sehr vortheilhaft gewählt.

Der Boden des veronesischen Gebiets, das jetzt nur noch 70 ital. Meilen in die Länge, und ungefähr 40 dergleichen in die Breite hat, ist von sehr verschiedener Art, und bringt deshalb eine große Abwechslung von Erzeugnissen hervor. Die Berge liefern heilsame Kräuter, Holz und Marmor; die

Anhöhen geben Wein, Oehl und Obst, und ernähren Heerden; die Ebenen sind der Maulbeerzucht und dem Ackerbau günstig; die Niederungen bringen Reis. Ein großer See (lago di Garda), ein großer Fluß (die Adige) und mehrere kleinere, geben Fische und bewässern das Land. Nur Eine Wunde hat dies Gebiet, die sich jährlich verschlimmert; es sind die Sümpfe, die das Austreten der Flüsse, besonders der Adige, verursacht, die oft genug selbst der Stadt großen Schaden zufügt.

Verona liegt, nach dem Auszuge des Maffei, unter dem 46sten Grade, 26 Minuten und 26 Sekünden der Breite, und unter dem 28sten Grade und 50 Minuten der Länge. Nach den neuesten Wetterbeobachtungen von 1788 bis 1791 *) war die mittlere Hitze in Verona 11 Grad des Reaumürschen Thermo-

*) Folgende Angaben sind aus dem neuesten Bericht der Accademia d'agricultura, commercio ed arti etc. Verona, 1793. gezogen.

meters. Die Stadt genoß 129 heitere, und 111 zum Theil heitere, zum Theil nebeligte, Tage. Ihrer 125 waren durchaus nebeligt, und 102 regnerisch. Der Ostwind herrschte vor allen übrigen, seltener der Südwest- und Südwind. Die Monate, wo es in Verona am meisten regnet, sind der Junius und Oktober; wo es am wenigsten regnet, der Februar und März. Im Jahre 1791 waren der Gestorbenen nur 1571, gewöhnlich sind ihrer ein Sechstel mehr. Eine fast unglaublich geringe Sterblichkeit für die Bevölkerung der Stadt, die nur ein glückliches Klima und Mäßigkeit möglich machen können.

Man setzt die Volksmenge von Verona in deutschen Erd- und Reisebeschreibungen gewöhnlich auf 45 bis 55,000 Seelen. Diese Zahl ist ganz willkührlich, und nach der „Verona illustrata“, angenommen, die „incirca“ 45,000 zählt. Der Auszug dieses Buches, der im Jahre 1771 erschien, berechnet sie nicht höher. Wenn neuere Schrift-

steller also 50 oder 55,000 zählen, so wollten sie nur eine andere Summe setzen, als Maffei; und sie fielen dabey in einen großen Irrthum, indem sie annahmen, die Stadt müsse seit jenes Mannes Zeiten an Einwohnern gewonnen haben. Diese Voraussetzung hat aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, da Verona schon seit seiner Unterwerfung an Venedig (1405) in beständigem Abnehmen gewesen ist. Schon um jene Zeit zogen sich viele ansehnliche Familien vom Adel aus dieser Stadt, und ihr Verkehr ward von einer Hauptstadt, die auch Handelsplatz ist, nach und nach eingeschränkt, so feyerlich sie auch angelobt hatte, die kaufmännischen Vorrechte von Verona zu beachten. Ueberdies verlor diese Hauptstadt selbst allmählig ihr großes Handelsgebiet, und konnte die veronesischen Waaren, die ihr zugeführt wurden, nicht mehr in voriger Menge vertreiben. Die Manufakturen in Seide und Wolle, die in Verona vorzüglich blüheten, sanken sonach.

In der Nachbarschaft kam Roveredo in Aufnahme und machte fast in allen den Artikeln Geschäfte, die Verona hervorbrachte. Der Handel von und nach Deutschland, für welchen Verona ein Legeplatz war, nahm ab, weil die französischen und englischen Seiden-, Wollen- und Baumwollen-Waaren, die italienischen Fabrikate in Deutschland und die deutschen in Italien verdrängten. Endlich wurden noch einige der reichsten Familien nach und nach dem goldnen Adelsbuch in Venedig einverleibt und gingen dadurch für Verona verloren. — Diese und andere Umstände bewirkten die Abnahme der Stadt, und haben noch nicht aufgehört, sie zu bewirken, wie ein geübtes Auge, bey der Musterung ihres Innern und ihrer Einwohner, auf den ersten Blick, leicht bemerken kann. Ihr Umfang, den man zu 6 ital. Meilen angiebt, und ihre Häusermasse könnten über hunderttausend Einwohner bequem fassen, ich zweifle aber, daß sie jetzt über 36 bis 40,000 ein-

schließen. Diese Angabe kann ich mit keiner Berechnung aus Kirchen-, oder Raths-, oder Polizeybüchern belegen; wie sollt' ich es auch, da selbst Maffei, der den letzten Stein in seiner Vaterstadt kannte, hier ein „incirca setzt; ich baue aber auf jene Thatsachen, die gewiß nicht auf Wachsthum schließen lassen. Vielleicht könnte ich mich auch auf eine Art von Maaßstab berufen, der Reisenden nicht entstehen kann, die viele Städte gesehen, und ihre Lebhaftigkeit mit ihrem Umfange und der Größe und Anzahl ihrer Häuser verglichen, auch das wohlhabende oder armselige Ansehen, und die fröhliche und reichliche, oder die traurige und sparsame, Lebensweise ihrer Einwohner beobachtet haben. Es wäre allerdings seltsam, aus solchen Beobachtungen und Schlüssen zuverlässige Angaben ziehen zu wollen; indessen kann man doch damit der Wahrheit nahe kommen, oder wird wenigstens nicht zu weit darüber hinaus gehen.

Das lebendige Getümmel in Verona verräth eben so wenig Pracht und Glanz, als die Häuser, Kirchen und Palläste; oder zeigen sie sich, so ist es in veralteter, verblaßter Gestalt.

Der Adel, der, nach Verhältniß, der wohlhabendste Stand in Verona ist, trägt ganz auffallend diese Charakteristik. Die bejahrten Personen dieser Klasse, die zum Theil sehr alte, und in der Landesgeschichte sehr berühmte, Namen haben, durchschreiten die Straßen zu Fuße, und erscheinen in den gewöhnlichen Kaffeehäusern, im Theater und im adelichen „Casino" selbst, in einem Anzuge, den man in Wien und in andern großen deutschen Städten den geringern bejahrten Schreibern und Registratoren kaum verzeihen würde. Gewöhnlich besteht er in einem verschossenen, seidenen Kleide, in einer gelbgewordenen gestickten Weste, in uralten seidenen Strümpfen, einem kurzen verrosteten Stahldegen, und einem mit Taffet oder Wachs-

tuch überzogenen Hute; und man wundert sich, wenn man die deutschen Begriffe noch nicht abgelegt hat, Männer von diesem Aeußern mit „Conte Bevilacqua“, „Pellegrini“, „Giusti“, „Pompei“, „Canossa“ ꝛc. anreden zu hören. Die Jüngeren von Adel tragen sich allerdings neuer, und zwar, seit einiger Zeit, in seynsollenden englischem Geschmack; aber die Zusammensetzung ihres Anzuges ist zum Theil sehr wunderlich; und was, zum Beyspiel, bey den Engländern durchaus Tuch, oder Leder, oder Baumwolle seyn muß, ist hier Seide, Seide und Seide. Die Feinheit und Sauberkeit der Engländer in ihren Kleidungsstücken, ihre bescheidenen und haltbaren Farben, ihre Einfachheit in Schnallen, Uhrketten und Haarputz, ihr runder Hut, ihr ungezwungener, oft auch ungezogener, Anstand — sind lauter Dinge, die gegen den Charakter und mithin gegen den Geschmack der Italiener anstoßen; und wenn sie sich einzeln in einem englischen Frack, oder in einem

runden Hute, oder in einem schlichten Haare zeigen, so kann man darauf rechnen, daß sie wiederum zu dem erstern eine höchst sorgfältige Frisur und den Hut unter dem Arm, zu dem andern, einen Haarbeutel und Degen, und zu dem dritten, ein seidenes Kleid, tragen werden. Dieser Mangel an Geschmack und Paßlichkeit wird dadurch unterhalten, daß der jüngere Adel von Verona nicht reiset, sondern seine Moden von den einzelnen Reisenden abnimmt, die er in seiner Vaterstadt sieht.

Mit der weiblichen Hälfte des Adels ist es derselbe Fall. Die älteren Damen scheinen noch ganz nach dem Geschmack ihrer Mütter gekleidet zu seyn, und ich getrauete mir kaum, sie von den ältern Rathsfrauen der großen deutschen Reichsstädte zu unterscheiden, wenn nicht Anstand und Miene und, bey feyerlichen Gelegenheiten, auch alte, aber gehaltvolle, Geschmeide von Brillanten und Perlen, einen Unterschied bemerklich machten.

Die Jüngern kleiden sich allerdings besser, aber doch nur immer so, daß es allenfalls in Leipzig und Dresden, aber nicht einmal in Berlin und München, noch weniger in Wien und Warschau, für ihren Stand hingehen könnte. Den Anstand und das ungezwungene Wesen der Weiber aus den höhern Klassen in Berlin, Wien und Warschau sucht man hier vergebens; desto sichtbarer wird dagegen ein gewisses steifes, kleinstädtisches Benehmen, welches selbst ein hier sehr häufiger schöner Wuchs und ein großes, schwarzes Auge nicht verstecken können.

In Rücksicht der körperlichen Bildung scheint der veronesische Adel von einer ganz andern Völkerschaft zu stammen, als der veronesische Bürger und gemeine Mann. Man sieht unter demselben viel große, wohlgebauete Figuren, mit ausdrucksvollen, männlichen Gesichtern, einem feinen Mund und einer stattlichen Habichtsnase. Die Gesichtsfarbe fällt mehr ins Braune, läßt aber in den oberen

Gegenden der Wangen ein feines Roth herdurch schimmern. Das Auge ist groß, schwarz und geistreich, der Bart, wie das Haupthaar, schwarz und stark.

Bey dem ersten Anblick dieser Menschen erkannte ich eine kleine Ungerechtigkeit, die ich an Winkelmann begangen hatte, als ich den Zug von ihm hörte oder las, daß er sich, bey seiner unglücklichen Rückreise nach Deutschland, mit den deutschen Gesichtern nicht habe aussöhnen können. Ich hielt dies damals für Ziererey; jetzt aber widerrufe ich mein Urtheil. Schon in Verona ist mir keines der unbedeutenden, rothen und runden Gesichter vorgekommen, die einem in Franken, Bayern und Oesterreich so oft begegnen, und deren es in England vielleicht noch mehr geben würde, als in Deutschland, wenn die Verfassung jenes Landes nicht ihre Bürger vor Charakterlosigkeit bewahrte.

So wie der veronesische Adel seinen Anzug vernachläßigt und ungebührlich veralten

läßt, so hält er es auch mit allen seinen übrigen Umgebungen. Ich habe gesagt, daß er seine Häuser und Palläste von außen und innen selten ausbauet. Wie sie der Sohn von dem Vater erhält, so läßt er sie, und wäre auch nur die letzte Hand anzulegen. Dies ist allerdings nicht immer Geitz, sondern dringende Nothwendigkeit, weil sich oft genug der Vater durch den Bau eines Pallastes, durch die Anhäufung von Kunst- und Naturprodukten erschöpft hat: aber welcher Deutsche machte nicht lieber Schulden, um ein vollendetes Haus zu bekommen, um irgend eine Sammlung zu einem gewissen bestimmten Grade von Vollständigkeit zu bringen? Ueberlegung und eigner Vortheil, und mehr noch, eine gewisse Schaam, dringen ihm dazu. Die Italiener haben aber solche Beweggründe nicht; und es werden sich weiter unten mehrere Umstände hervor thun, die diesen auffallenden Unterschied zwischen der deut-

schen und italienischen Art, hierin zu denken, veranlassen.

Man kommt in Verona in Palläste, die von außen ganz vollendet, im Innern aber höchstens mit drey oder vier eingerichteten Zimmern versehen sind, womit sich die Herrschaft behilft. Alle übrigen stehen leer, und haben weder Tisch noch Stuhl, weder Vorhang noch Tapete. Dafür sind sie mit Gemälden behängt, deren Ankauf leicht zehn bis funfzehn tausend Zechinen gekostet haben kann, und sonach freylich mehr, als der prächtigste Hausrath gekostet haben würde. Hier zeigt sich ein großer Unterschied zwischen der italienischen und englischen Denkungsart. Ein Engländer, der erst zehn bis funfzehn tausend Zechinen für Gemälde ausgiebt, wendet, wie es sich bey ihm von selbst versteht, verhältnißmäßig eben so viel auf die Säle, worin er sie aufhängt, damit eines zu dem andern passe.

Die adelichen Häuser der ersten Klasse in Verona haben viel Bediente, besonders Läufer,

die bey den Korsofahrten nie fehlen dürfen; wie schlecht sie aber bezahlt sind, zeigt ihr Aeußeres. Drey hinten auf dem Wagen stehende Bedienten wetteifern in ungekämmten Haaren, ungewaschenen Strümpfen und kahlen Röcken; drey Läufer, deren einer langsam voran trabt, und zwey neben dem Wagen bleiben, sind noch armseliger, und zeigen sich in kurzen Jäckchen von Kannefas, in Beinkleidern von Nanking und in Zwirnstrümpfen, die von Schmutz starren.

Was man in Deutschland „seine Freunde bey sich sehen“ nennt, versteht man hier nicht. Wer seinen Freund oder seine Freunde sehen will, weiß die Kaffeehäuser, wo sie täglich zu gewissen Stunden zu finden sind. Dort wird ausgemacht, was man mit einander zu thun hat. Sind es Sachen, die nicht dringen, so wartet man auch bis zum nächsten Kasinotag. Nur die Damen nehmen und geben Besuche, da sie hier, wie anderwärts, nicht ohne dieselben bestehen können,

und da sie in solchen Fällen einander gewisse Unordnungen wechselseitig übersehen. Auch die „Cavalieri serventi“ werden von den „Dame servite“ angenommen, weil man sie als Hausgenossen betrachtet, denen die Sitte ihres eigenen Landes nicht auffallen kann.

In dieser Gewohnheit liegt eine der Ursachen, warum man in Verona so wenig darauf denkt, in seinem Hause eingerichtet zu seyn und geschmackvoll zu wohnen. Gewöhnlich ist man für sich selbst sehr genügsam und verschwendet bloß für Andre. Hier aber kommen keine große Gesellschaften in das Haus Anderer, warum also einen Aufwand machen, der unnütz ist? Wäre Geselligkeit in Verona, so würde die Oede im Innern der Häuser bald verschwinden; aber einer thut hierin wie der Andre, und wenn es Alle thun, wie könnte Einer auf die Frage kommen, die uns Deutschen noch oft so wichtig und so fürchterlich ist: was werden die Leute sagen? Von dieser Bedenklichkeit weiß man

in der That in Verona nichts, und wird man wohl in wenig italienischen Städten etwas wissen. Wenn die Italiener deshalb ein feines Gefühl für Schaam nicht kennen, so kennen sie wiederum auch nicht die falsche Schaam, haben deshalb mehr Charakter, und richten sich nicht bloß ihretwegen zu Grunde.

Ich will ein Beyspiel anführen, das diesen Unterschied zwischen der italienischen und deutschen Art zu denken recht auffallend darlegen wird.

Am Tage meiner Ankunft in Verona verlangte ich einen Lohnbedienten, und man versprach, mir einen kommen zu lassen. Nach einigen Minuten pochte jemand an meine Thür, und ein mitteljähriger Mann trat mir mit einer anständigen Verbeugung, in einem saubern Frack, mit einer feinen Weste, und in seidenen Strümpfen, entgegen. Ich stand vor ihm, hatte meinen Reisehut in der Hand, und fragte ihn, wie man einen rechtlichen Kaufmann fragt, der einem Waaren anzubie-

ten hat: was er mir brächte? — „Sie haben einen Lohnbedienten verlangt?“ sagte er. — Ja, man holt mir einen, erwiederte ich. — „Ich bin es, zu Ihrem Befehl!“ — So? sagte ich, und setzte meinen Hut langsam wieder auf, denn ich war noch sehr erhitzt. Beynahe hätte ich ihn darüber unwillkührlich um Verzeihung gebeten. Ich hatte freylich schon öfter weit geputztere Lohnbedienten gesehen; und gerade dieser Putz hatte mir verrathen, wer sie waren; aber solch ein Gesicht, solch ein Wesen und Anstand hatten mir nie das Erbtheil eines Lohnbedienten geschienen. Hier indessen scheiterte meine Gesichterkunde gänzlich. Er erfüllte mit so viel Geschicklichkeit und Schnelligkeit seine Pflicht, daß er zeitlebens nichts gethan zu haben schien, als Schuh abbürsten und Kleider auspochen. In weniger als einer halben Stunde war ich auf dem Korso. Er ging nicht hinter mir, sondern neben mir, weil ich ihn bald nach den Besitzern ansehnlicher Häuser, bald nach

den Namen der Vorüberfahrenden fragte, von denen er manche grüßte, die ihm den Gruß höflich und freundlich zurückgaben. Ich freuete mich, einen Menschen gefunden zu haben, der diesen Herrschaften als ein ehrliebender Bediente vortheilhaft bekannt seyn müßte, weil sie sich so gütig gegen ihn bezeigten.

Er führte mich in ein Kaffeehaus am Platze Bra. Im Hereintreten kam uns ein ältlicher Kavalier entgegen, der ihm eine Kußhand zuwarf, und höchst freundlich sagte: bona sera, caro — ich verstand — Ponte. Während ich mein Eis nahm, unterhielt er sich am andern Ende des Saals mit den rechtlichsten Gästen, die da waren: mit Geistlichen und Edelleuten.

Wir gingen darauf ins Theater. Unterwegs fragte ich ihn: ob sein Name Ponta sey? — „Nein, Alessandro, zu dienen!“ erwiederte er. — Sehr vornehm! dachte ich: aber in Italien trägt man ja so gern große Helden- oder Heiligen-Namen zu Vornamen!

Vor dem Schauspielhause winkte er einem Livreebedienten, ungefähr so, wie ihm sein eigener Herr gewinkt haben würde. Jener kam gesprungen und behielt den Hut in der Hand. Er behandelte mit ihm den Schlüssel zu einer Loge des dritten Ranges, zu meinem Gebrauch. Dieser Schlüsselverkauf ist ein Vortheil, den sich der älteste Bediente macht, wenn seine Herrschaft nicht in der Stadt ist, oder nicht ins Schauspiel geht; er kömmt auch den Fremden zu statten, die sonst, da die Logen an Familien vermiethet sind, in das Parterre unter die dortige schmutzige und lärmende Zuschauerschaft gehen müßten.

Im Theater selbst nannte mir Alessandro alle Namen der weiblichen und männlichen Zuschauer, die unter und neben mir in den andern Logen waren, und mir durch irgend etwas auffielen. Die uns am nächsten saßen, grüßte er, und sie dankten ihm so, wie es noch immer geschehen war. Mich traf kein einziger befremdlicher Blick, daß ich mich etwa

mit meinem Lohnlakayen sehr gemein machen möchte, da ich ihn bey mir in der Loge behielte.

Solche Züge entwickelten sich die übrigen Tage zu hunderten, wenn ich mit ihm auf der Straße, oder Merkwürdigkeiten zu sehen, ging. Den zweyten Tag zeigte es sich, daß er Französisch sprach; ein ziemlich seltener Fall in Verona, wo, außer dem höhern Adel, fast jedermann diese Sprache vernachläßigt; es zeigte sich auch, daß er Alterthums- und Kunstkenner, mithin zugleich „Cicerone“, war. Er kannte in der That das Amphitheater, mit allen seinen Vermessungen und andern Merkwürdigkeiten, von außen und innen. Den dritten Tag waren wir unter andern in dem Pallaste des Grafen Bevilacqua. Er kannte dessen Gemälde und Bildhauereyen nicht minder genau, als alle übrige Schätze dieser Art in der Stadt. Indem wir den Pallast Bevilacqua verließen, kam uns dessen Besitzer, der Graf gleiches Namens, auf der

Treppe entgegen. Er grüßte Alessandro zuerst, und dieser gab ihm den Gruß zurück, ohne daß ich irgend eine Veränderung an ihnen beyden bemerkte.

Die vielerley Talente, die Alessandro entwickelte, nahm ich für einen hinlänglichen Aufschluß über sein Wesen, seinen Anstand, seine Kleidung und Bekanntschaften. Uebrigens sah ich, daß er von mir nicht mehr Gehalt verlangt hatte, als jeder gewöhnliche Lohnbediente, und daß er, ohne Ausnahme, alle die Dienste verrichtete, denen sich kein Platzbedienter entziehen kann. Mein Urtheil über ihn fiel dahin aus, daß er von rechtlichen Eltern stammen, sich durch Zeit, Uebung und Reisen die Bildung verschafft, und sich, bey dem steten Durchfluge von Reisenden, ein kleines Vermögen erspart haben könne, wodurch er sein Aeußeres so sauber und geschmackvoll zu unterhalten im Stande wäre.

Dabey blieb es bis an den Tag meiner Abreise. Als ich ihm seinen Gehalt, (den er

bey mir stehen lassen) nebst einer „mancia“ *), ausgezahlt hatte, überreichte er mir ein kleines Buch, das ziemlich zergriffen und mit Namen und Anmerkungen angefüllt war; und bat mich, ihm meinen Namen zu schenken — „die Fremden, denen er gedient, hätten sich alle eingeschrieben.“ — Ich blätterte, und auf allen Seiten las ich in allerley Sprachen: der Graf Bevilacquá, Besitzer dieses, Träger dieses rc. verdient die Achtung, das Mitleid aller rc. hat mir mit so viel Treue, Aufmerksamkeit rc. gedient — Ich war in der That sehr überrascht. Alessandro, sagte ich: Sie sind der Bevilacqua? — „Nein,“ erwiederte er: „das war mein Vater. Weiterhin kommen erst die Blätter, die mich angehen.“ — Ich blätterte weiter und

*) „mancia“ ist eigentlich in Italien das Trinkgeld, das man noch außer der, für einen gewissen Dienst bestimmten, Summe geben muß. So fordert ein Postknecht, oder jeder andre Arbeiter, wenn man seine Dienste schon bezahlt hat, noch eine „mancia.“

es fand sich so. Unterdessen erzählte er mir: sein Vater habe in seinem Alter das Gewerbe zu treiben angefangen, was er jetzt nach ihm triebe. Der Pallast, worin wir gestern gewesen, sey sein Pallast gewesen, aber er habe — „mangiato tutto il suo ben", und nur dies Brod sey ihm nachmals übrig geblieben. Er, Alessandro, habe seines Vaters Gänge mit den Fremden gemacht, und so seine antiquarischen Kenntnisse erworben, die ihm jetzt, nebst dem Dazugehörigen, seinen Unterhalt verschafften. Er lerne seinen Sohn wiederum dazu an, und dieser gebe alle Hoffnung zu einem brauchbaren „antiquario" — — Das Uebrige gehört nicht mehr hieher.

Wird ein adeliches deutsches Haus von dem Alter und Ansehen, wie das von Bevilacqua, zugeben, daß Einer aus der Familie den Lohnbedienten, wenn auch unter dem Namen „antiquario" mache? In derselben Stadt, wo dessen Vorfahren die ehrenvollsten Stellen bekleideten und noch bekleiden? Im

Mittelpunkt des Adels einer so adelsreichen Provinz? Würde ein Mitglied dieses letztern den Alessandro Bevilacqua kennen, oder auch nur sehen wollen? Würde Familie und Adel zugleich, ihn nicht auf irgend eine Art wegschaffen und sonst unterstützen, ihm vielleicht reichlich geben, wenn er es verlangte? Hier ist nichts von dem Allen! Der ehrliche Alessandro ist fleißig, nährt sich, und falsche Schaam stört ihn nicht darin, und seine Standes- und Geburtsgenossen behandeln ihn, aus eben der Ursache, freundschaftlich nach wie vor. *)

Wenn die Italiener in der gottesdienstlichen und philosophischen Aufklärung hinter den Deutschen, Engländern und Franzosen zurück sind; in derjenigen, die aus dem gesunden Verstande fließt, sind sie vor ihnen. Ihre Liebe fängt in eigentlichem Sinne bey ihnen selbst an, und auf ihre Kosten lebt man unter ihnen nie. Ihre Menschenfreundlichkeit ist

*) Es soll auch noch ein Graf Cisa als Lohnbedienter zu Verona leben.

sehr nüchtern und überlegt, und gewisse Anwandlungen von Großmuth, von kostspilliger Theilnehmung, von gutherziger Praleren, die bey den genannten Nationen noch häufig genug sind, werden unter ihnen nicht bemerkt. Wer deshalb nicht selbst für sich sorgt, könnte leicht vor den Pallästen seiner reichen Verwandten verhungern. Dieser Umstand führt den andern herbey, daß in Italien nichts umsonst geschieht, daß man Gefälligkeiten, Liebesdienste, Aufopferungen nicht kennt, und daß man nirgends in der Welt, von früher Kindheit an, seinen Vortheil so wohl versteht. Es ist auffallend, wie kindlich unter andern der deutsche Charakter in diesem Punkt gegen den italienischen erscheint. Dahin gehörige Aeußerungen des erstern begreift der letztere nicht, oder findet sie einfältig und lächerlich.

Der veronesische Adel ist Liebhaber und Beförderer der schönen und nützlichen Wissenschaften und Künste. Seine Vaterstadt steht seit lange schon in dem Rufe, daß sie dieselben

mit Eifer und Erfolg beschützt und treibt. Diesem Ruf sucht er mit lobenswürdigem Wetteifer aufrecht zu erhalten, und selbst das weibliche Geschlecht nimmt an diesem Bestreben Theil. Da er überdies aus seinem Mittel viele Stellen in der Regierung seiner Vaterstadt besetzt, die eine gewisse Gabe von Kenntnissen erfordern, so ist er gewohnt, seine Geisteskräfte zu üben. Es wäre aber zu spät, wenn ich umständlicher hierüber seyn wollte, da einer meiner neuesten Vorgänger *) sich

*) Don Juan Andres Reise durch verschiedene Städte Italiens 2c. 2r. Band, S. 211 fg. Dieser Reisende giebt einen vollständigen Abriß von dem neuesten wissenschaftlichen Zustande dieser Stadt und von ihren Gelehrten. — Bey seiner Nachricht von dem Kabinette von Versteinerungen, das der Graf Gazola besitzt, vergißt er, das merkwürdige Exemplar eines in Stein abgedruckten Fisches, anzuführen, der einen zweyten bis auf die Hälfte verschluckt hat. Der Verschluckte ist wenig kleiner, als der Verschluckende, und dieser Umstand giebt die einzigmögliche Erklärung an die Hand, wie der Fisch im Akt seiner Seeräuberey hat versteinert werden können. Er starb nämlich an seiner Beute und versank in das kalkschieferige Material, das sich um ihn verhärtete.

hinlänglich darüber hat vernehmen lassen; auch zuverläßig, denn ich habe seine Nachrichten an Ort und Stelle geprüft und verglichen, und ich unterschreibe sie mit dem besten Gewissen; nur bin ich nicht so willig, wie der gutmüthige Spanier, Alles schön, vortrefflich und unverbesserlich zu finden.

Ueberhaupt genommen ist fast keine adeliche Familie in Verona, die nicht einen berühmten oder bekannten Namen für die Gelehrten- und Kunstgeschichte von Verona gestellt; *) fast keine, die nicht irgend eine Sammlung von Merkwürdigkeiten für die Alterthums- und Naturkunde, für die Kunst und Litteratur zusammen getragen hätte und noch zusammen trüge. Die Musterung derselben macht den Aufenthalt in Verona vorzüglich angenehm und lehrreich, und die Leichtigkeit und Gefälligkeit, womit dem Fremden alle

*) Von ältern veronesischen Gelehrten S. Ver. illustr. Tom. II. S. 127 — 168. des Auszugs.

alle diese Schätze geöffnet werden, verbreiten ein sehr günstiges Licht über den Charakter der Veroneser.

Daß ihnen die Ueberzeugung ein wenig zu nahe liegt, als ob Alles, was sie besitzen, den Fremden fremd seyn müsse, ist ganz natürlich. Vor zwey Jahren entschlüpfte einer veronesischen Dame ein hieher gehöriger, höchst naifer Zug, der für ihre Fortschritte in der Länderkunde sehr wenig, aber für ihre Gefälligkeit und Gutmüthigkeit, Fremde mit veronesischen Seltenheiten bekannt zu machen, desto mehr beweiset. Ein junger Russe, aus einem guten Hause, brachte einen Theil des Winters in Verona zu. Es war der seltene Fall, daß während einer Nacht ein sehr starker Schnee für hiesige Landesart fiel. Zwey Läufer kommen außer Athem in seinen Gasthof, und laden ihn ein, sich eiligst in dem Kasino einzufinden. Er fliegt dahin, und trifft eine große Gesellschaft von Herren und Damen bey einem Frühstück an. Unterwegs ist ihm auf

dem Korso ein Zusammenlauf von Volk vorgekommen. Er erkundigt sich bey der Gesellschaft, was das seyn könnte, aber man thut geheimnißvoll, und er erhält keine deutliche Auskunft. Unterdessen verwickelt er sich mit einer Dame in eine Unterhaltung und vergißt seine Frage. Plötzlich läuft die ganze Gesellschaft zu den Fenstern, die übereilt aufgerissen werden. Dem jungen Russen läuft seine Dame auch davon und er folgt langsam, kömmt mithin so zu stehen, daß ihm die Aussicht aus dem Fenster durch die Uebrigen versperrt ist. Seine Dame sieht ihn, thut auf einmal einen lauten ängstlichen Schrey: Per pietà! Meine Herren und Damen, machen Sie doch Platz, daß der arme Fremde unsre Schlittenfahrt sehen kann! — Sogleich tritt Alles zurück, und dieselbe Dame zieht ihn bey der Hand eiligst zum Fenster; die Umstehenden helfen ihm schnell nach, und so zeigen sie feyerlichst diesem — Russen diese Schlittenfahrt — die auf sechs

unansehnlichen Schlitten, auf zusammen gekehrtem Schnee, unter großem Jubel eines zahlreichen Volks, vor sich geht, und fragen ihn mit innigem Wohlbehagen, ob er je ein „così curiosissimo e nobilissimo spettacolo“ gesehen habe?

So wollte auch Alessandro außer sich kommen, als er mir die alten römischen Ueberbleibsel, den Arco de' Gavi, die Porta Borsari, die Trümmer von Säulen und Wölbungen eines vermeynten alten Theaters u. a. m. zeigte, und ich nichts Besonderes daran finden wollte, weil sie in der That unbedeutend sind, und nichts weniger, als Spuren einer edlen Baukunst, verrathen. Dagegen begriff er mich nicht, als ich die Dogana und die Fiera wegen ihrer guten Bauart, und ihrer höchst paßlichen und bequemen Einrichtung, so lobte, wie es diese beyden bekannten und wirklich nachahmungswürdigen Anlagen verdienen.

Gingen aber auch die Veroneser in der Würdigung ihrer Seltenheiten zu weit, so

kann man ihnen den Ruhm doch nicht neh-
men, daß sie mit wahrer Vaterlandsliebe die-
selben erhalten und bewahren und mit liebens-
würdiger Gefälligkeit zeigen. Die Erhaltung
des alten Amphitheaters hat die Stadtkasse
übernommen und bestreitet sie von der Miethe
der Gewölbe, die in der Ringmauer ange-
bracht sind und von dem Pacht, den der
Schlüssel zum Innern trägt. Die Alterthü-
mer der Philharmonischen Akademie erhält
diese Gesellschaft; die oben erwähnte Brücke,
das Castel vecchio, steht ebenfalls unter öf-
fentlicher Vorsorge; selbst der Pöbel, hat Ach-
tung für diese alten Denkmale und ihre
Trümmer. Der Preis, wofür man diese
Dinge sehen kann, ist äußerst gering. Die
unverschlossenen sieht man natürlich umsonst;
die verschlossenen für 2 Paoli (ungefähr 6 Gr.
Sächs.), und dahin gehören alle die Kunst-,
Münz- und Naturalien-Sammlungen, die
hier so zahlreich aufbewahrt werden. Die
Besitzer haben das Geschäft des Vorzeigens

gewöhnlich einem ihrer Bedienten überlassen, der auch die Trinkgelder einnimmt, ohne sie, wie man einigen römischen „Principi“ nachsagt, mit ihren Herren theilen, oder ihnen jährlich einen gewissen Pacht davon geben, oder ihnen dafür ohne Gehalt dienen zu müssen. In Verona treiben die Besitzer oder Besitzerinnen solcher Sammlungen ihre Gefälligkeit so weit, daß sie, wenn sich Merkwürdigkeiten der Kunst oder des Alterthums in ihren innersten Kabinetten oder Schlafzimmern befinden, sich daraus so lange entfernen, bis sie der Fremde mit Muße besehen hat, er komme zu welcher Zeit er wolle.

Alle diese Umstände zusammen genommen, verleihen der Stadt Verona einen gewissen eigenthümlichen Charakter, den man sonst ausschließend an Florenz rühmt, und den ich also, wenn es sich so verhält, zu seiner Zeit dort wieder finden werde. Gewiß ist, daß die Veroneser den Fremden merken lassen, wie viele Ursachen sie haben, auf feine und wohlgefäl-

lige Sitten, auf Kenntnisse, und auf reine Sprache, Ansprüche zu machen; und sie ziehen mit Wohlgefallen Beyspiele aus ältern und neuern Zeiten von erlauchten Fremden an, die eine kürzere oder längere Weile mit Behagen unter ihnen gelebt haben. Besonders scheint es mir, als ob sie mit einer kleinen Bewegung von Eifersucht auf Venedig blicken und, bey einer Vergleichung mit dieser Stadt, in Rücksicht der Litteratur und Kunst, vortheilhafter zu stehen glauben. Es wäre ganz natürlich, wenn die Veroneser litterarisch und artistisch die Venetianer, ihre jetzigen Gebieter, zu übertreffen suchten, da es ihnen nicht mehr erlaubt ist, politisch mit ihnen zu wetteifern. Ehedem verhielten sie sich freylich zu den Städten Brescia, Padua, Vicenza, Treviso u. a. m. wie sich jetzt Venedig zu diesen Städten und zu Verona selbst verhält, das heißt, sie waren ihre Beherrscher und standen mit den Venetianern auf gleich und gleich in Verbindung, als Freystaat; seitdem sie aber ihr

Gebiet und ihre Macht an letztre verloren haben, muß sich die ehemalige politische Nebenbuhlerschaft wohl nur auf einen wissenschaftlichen Wetteifer einschränken, weil der geringste Ausbruch einer andern, nicht ohne eine harte Züchtigung hingehen würde. Venedig ist deshalb besonders aufmerksam auf Verona, schont aber auch seinerseits mit ziemlicher Treue die alten Vorrechte, die es dieser Stadt, bey ihrer Unterwerfung, zu erhalten gelobt hat. Dies geht so weit, daß Verona in seinen Statuten, die, freylich nicht ohne Dareinmischung venetianischer Grundsätze, in diesem Jahrhundert zusammen getragen worden, noch ein Freystaat heißt und sich durch seinen eigenen großen und kleinen Rath regiert: doch ist dies nur in Rücksicht bürgerlicher Angelegenheiten und immer unter Vorsitz des venetianischen Beamten. Die Statthalterschaft, die ausübende Gewalt, die Kriegssachen und das Kastell, S. Felice, das die beyden andern und die Stadt selbst

bestreicht, hat die Signoria für sich behalten.

Unmittelbar an den Adel schließt sich in Verona ein Mittelstand, der eine Art von niederem oder bürgerlichen Adel, oder Patriziat behauptet, weil aus ihm viele Stellen in dem großen und kleinen Rathe und überhaupt in der Stadtregierung besetzt werden. Dies sind die Kollegien der Advokaten, Prokuratoren, Rechtslehrer und Doktoren der Medicin, auch die Mitglieder der Kaufmannschaft. Da Verona bey seiner Unterwerfung an Venedig eine demokratische Verfassung hatte, welche die Oberherren der Stadt, um sich selbst gegen die Uebermacht des Adels zu erhalten, beständig begünstigten: so blieben diesem Mittelstande seine Rechte auf den Zutritt zum großen Rathe auch nach der Unterwerfung, und Venedig benutzt denselben ebenfalls, um den höhern Adel in Zaum zu halten, doch nicht ohne zugleich auch auf ihn ein wachsames Auge zu haben. Denn da viele

aus seinem Mittel zum Handels- und Gewerbsstande gehören, die, in der Nachbarschaft, ihre ehemalige Schwester Roveredo, unter Kaiserlicher Herrschaft so glücklich gedeihen sehen; so setzt die Signoria voraus, daß sie die Kaiserliche Regierung lieben, und beobachtet sie genau; um so mehr, da sie, bis zu einem gewissen Punkt, mit dem Adel, der wiederum dafür geachtet wird, nicht vergessen zu können, daß er von Seinesgleichen (denn dafür hält er den Adel der Hauptstadt) beherrscht wird, ohne selbst an der Beherrschung des ganzen Staats Theil zu haben, ihr Interesse vereinigen und, bey einer günstigen Gelegenheit, an den nächsten und fürchterlichsten Feind der Republik übergehen könnten, der in seinen ältern Verbindungen mit Verona, dem ehemaligen Freystaate, hinlängliche Gründe finden würde, ihnen ihr Verlangen nicht zu versagen, und sich darüber zugleich diplomatisch vor Europa zu rechtfertigen. Deshalb hat die Republik ihrer Herrschaft über Verona

noch zwey andere Pfeiler untergestellt — die Eifersucht der gemeinen Bürger und Handwerker auf diesen Mittelstand und den Adel, die sie ganz von der Stadtregierung ausschließen, und die Mißgunst des Pöbels, die diesem gegen alles, was mehr hat, als er, zur Natur zu werden pflegt. So wie die Signoria den gemeinen Mann und den Pöbel von Venedig in einer Ehrfurcht, die nahe an Anbetung gränzt, gegen sich zu erhalten weiß, so verstehen dies auch ihre Beamten bey dem kleinen Bürger und Pöbel in Verona zu bewirken, durch Mittel, die ziemlich einfach sind und nachher bey der Schilderung dieser Volksklassen vorkommen werden.

Der gedachte Mittelstand schließt eigentlich den Kern der Einwohner von Verona, in Rücksicht der bürgerlichen Stadt- und Handelsgeschäfte, ein. Die Zünfte der Advokaten und Prokuratoren sind die Seele aller Rechts- und Gerichtsgeschäfte, weil sie, wie überall, nicht bloß Rechtshändel, sondern auch

die Richter, zu führen verstehen; weil sie überdies, neben ihrer Wissenschaft, auch den Säckel der Parten vor diesen Richtern voraus haben; und weil sie endlich in jeder Sache, die mehr als 20 Paoli beträgt, an den venetianischen Beamten verwiesen sind, und mithin weiter reichen, als der längste veronesische adeliche Arm, welche Stelle sein Besitzer auch bekleide. Dieser Standpunkt verschafft ihnen also nicht bloß Einfluß, sondern auch gute Einkünfte, und ihr Orden gehört zu den wohlhabenden, geachteten und gefürchteten, in den die ärmern Mitglieder des höhern Adels, mittelst eines Doktorpatents aus Padua, häufig selbst treten. Da ihrer Viele sind, so fehlt es auch nicht an Vielen Rechtshändeln, und man macht hier in Rücksicht ihrer eine Folgerung, die man wohl sonst zu Lasten der Aerzte macht, daß nach ihrer Anzahl sich die Anzahl der Kranken richte. Wie übrigens diese Klasse sich hier nährt und erhebt, und wie manche Familien der hiesigen „Conti“

und „Marchesi" entstanden sind — davon erzählt Keyßler, nach welchem noch manche Reisebeschreibung aus den Neunziger Jahren trefflich berichtigt werden könnte, einen jetzt noch charakteristischen Zug, den ich nicht wiederhole, da er einmal Deutsch gedruckt ist. *).

Die Innung der Kaufleute in Verona hat beträchtliche Vorrechte, die aus alten Zeiten stammen und ihr bey der Unterwerfung sind versichert worden. Die Wollen- und Seidenmanufakturen waren von jeher der wichtigste Nahrungszweig der Stadt, und der Signoria lag selbst daran, daß er in seiner Blüthe erhalten wurde, weil die Veroneser ihre dahin gehörigen Fabrikate der Hauptstadt mit Leichtigkeit und in Menge zuführten. In der oben erwähnten „Casa de' Mercanti", auf dem Herrenplatze, hat ein „Vicariato" seinen Sitz, das über die Statuten der Kaufleute wacht, in Handelsangelegenheiten ent-

*) Joh. Ge. Keyßlers Neueste Reisen :c. Neue Ausgabe. Hannover, 1751, S. 1033, oben.

scheidet, und von dem man unmittelbar an den Podesta und Cammerlengo appelliret. Uebrigens nimmt die Kaufmannschaft nur von dem Rathe der Zwölf und der Funfziger Gesetze an.

Die Kaufmannschaft ist, bis zu einem gewissen Grade, immer noch wohlhabend in Verona, und es ist nicht Mangel an Eifer und Aufmunterung, wenn ihr Handel und ihre Manufakturen nicht mehr so blühen, als in ältern Zeiten, sondern derselbe anders gerichtete Zug des Weltverkehrs, der Venedig, Genua und Holland herunter gebracht hat. Bey Verona kommen örtliche Ursachen hinzu. Die Schafzucht z. B., war ehedem stärker; jetzt verwandeln die immer häufiger werdenden Ueberschwemmungen der Adige die Wiesen und Aenger ihres Gebiets in Moräste und Sümpfe; und die Habsucht der Gutsbesitzer läßt die Berge und Hügel aufreissen, das Buschwerk ausrotten und verbrennen, um desto mehr Acker zu gewinnen. Dieser doppelte

Umstand bewirkt die Verminderung der Schafe von Jahr zu Jahr. Auch der Seidenbau hat seit einer Reihe von Jahren abgenommen, welches man zum Theil der eingerissenen Voreiligkeit der Landleute, die Seidenraupen auskriechen zu lassen, zuschreibt. Die Seidenmanufakturen selbst, die sich nie auf prächtige, sondern bloß auf gemeine, aber gangbare, Waaren einließen, sind ebenfalls sehr gesunken, doch beschäftigen sie jetzt noch die meisten Hände in Verona, wie es deutlich in die Augen fällt, wenn man auf den Straßen um sich sieht. In und vor den Häusern ist Alt und Jung mit Weben, Zwirnen und Spuhlen der Seide beschäftigt. Sonst werden die veronesischen Lederbereitungen, ein paar Weingattungen und geräucherte Waaren noch gesucht.

An die Klasse der Rechtsgelehrten und Kaufleute schließt sich die Geistlichkeit im staatsbürgerlichen und im gesellschaftlichen Leben. Sie ist wohlhabend und diese Wohlha-

benheit schreibt sich noch aus den Zeiten her, wo Verona ein Freystaat war. Die politischen Grundsätze der Signoria sind dem Einfluß und dem Wachsthume der Geistlichkeit an sich nicht günstig, mithin ist sie hier in ziemlich enge Schranken gesetzt, und sie hat nicht einmal den Vorzug, sich selbst zu richten, den sie selten entbehrt; sondern der Podesta, der von Venedig gesetzt wird, spricht auch den geistlichen Personen, doch unter einer gewissen Formalität *) Recht. Uebrigens legen sich viele aus ihrem Mittel mit Eifer und Vorliebe auf klassische Gelehrsamkeit und auf schöne Künste und Wissenschaften, und sie erscheinen literarisch und artistisch mit dem Adel und dem Mittelstande genau verbunden, sind zum Theil Mitglieder der verschiedenen hiesigen Akademien, und haben, Mönche wie

*) S. darüber Le Brets Staatgeschichte der Republik Venedig, 2ten Bandes 1ste Abtheil. S. 324 fg. Dort ist auch das Nöthige von der verones. Verfassung längst Deutsch gedruckt.

Weltgeistliche, ein gewisses feines Aeußeres, welches sonst das Erbtheil der erstern nicht zu seyn pflegt, hier aber mit daher rührt, daß jene in den Familien des kleinen Bürgers Hausfreunde, und diese in den Häusern des Mitteladels „cavalieri serventi" sind. Ihre Anzahl ist übrigens so beträchtlich in Verona, daß sie des Abends den Korso, die neue Straße, die Kaffeehäuser und die Schnupftobacksladen schwarz färben.

Die Klassen der geringeren Einwohner, vom kleinen Krämer bis zum Bettler, haben im Aeußeren und Inneren nichts mit den beschriebenen, höhern gemein. Sie sind mehr übel als wohl gebildet, und die, theils freywillige, theils nothgedrungene, Liederlichkeit in ihrem Anzuge, trägt nicht dazu bey, sie zu verschönern Eine gelbe Farbe, viel Magerkeit, krumme Kniee, schwarzes Haar, eine starke aber heisere Stimme, sind fast allen gemein; indessen, in den Zügen selbst habe ich noch in keiner Stadt, Paris ausgenommen, solch eine

mannig-

mannigfache Abwechslung gefunden, und an eine Nationalähnlichkeit, die eine gewisse, immer wieder kommende, Falte, in Rücksicht der Mienen, der Bewegungen, des Accents in der Sprache, des Totaleindrucks der Gesichter und Gebährden rc. dergleichen man in Hamburg, Nürnberg und Augsburg, ja in großen Hauptstädten, wie in Berlin und Wien, sogar noch findet, ist hier nicht zu denken. Diese Mannigfaltigkeit hat, außer ihren historischen Ursachen, auch die politische, daß der gemeine Mann, weniger noch, als die höheren Stände, sich einer um den andern bekümmert, und ohne Scheu sich so trägt und benimmt, wie seine eigenthümliche Bildung, Lage und Gemüthsart es ihm eingeben. Daraus ist der oben erwähnte Zug von den unanständigen Jagden der Hausmütter an der Adige zu erklären, die anderwärts, selbst vom Pöbel, insgeheim gehalten werden; und daher fällt es hier nicht auf, wenn ein Mensch vom Pöbel, mit schmutzigen Füßen, ohne Schuh und Strümpfe,

ohne Mütze und Hut, mit bloßer Brust, durch die Gesellschaften auf dem Korso und dem Platze Bra sich frey hindurch drängt; sich mitten unter ihnen mit andern seines Gleichen herum balgt; raset und brüllt; ohne Scheu und Rücksicht allen natürlichen Verrichtungen öffentlich obliegt, und sich überhaupt so benimmt, als ob der Spatziergang, oder der öffentliche Ort, wo er sich befindet, ihm ausschließend zugehöre. Man kann unter andern sich die Ungezogenheit nicht denken, die im Parterre eines veronesischen Schauspielhauses herrscht. Da der Eintritt in das erste Parterre des großen Schauspielhauses nur 30 Soldi, und in das zweyte, nur 20 Soldi (oder 18 und 12 Kreutzer) kostet, so sind beyde ganz von dem gemeinen Manne besetzt, der seine Weiber, Töchter, Beyschläferinnen und Kinder hereinbringt, so wie sie des Morgens aufgestanden sind und zu Hause zu gehen pflegen, und die sich in nichts irgend einen Zwang unter den Augen

ihrer venetianischen Vorgesetzten und ihres doppelten Adels anthun. Sie klatschen oder zischen und pochen ausschließlich; sie zwingen die Schauspieler und Schauspielerinnen durch ein fürchterliches Geräusch, Lieder und Auftritte, die ihnen besonders behagen, drey bis viermal zu wiederholen; sie lachen und sprechen aus vollem Halse, zanken sich, schimpfen einander, drängen sich, laufen heraus, und kommen wieder herein, alles mit gleichem Ungestüm, mit gleichem Trotze. Geschrey, Plaudern und Stampfen reißen nicht ab. Ein Fremder ist während der Vorstellung auf der Folter und genießt von derselben nichts. Eben so wird er, besonders des Abends, bey dem schrecklichen Heulen und Brüllen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, in immerwährender Besorglichkeit erhalten, ob er sich nicht etwan in einer Stadt befinde, deren Pöbel zur Empörung aufgestanden und schon in der Arbeit begriffen ist, die Stadt anzu-

zünden und was ihm vorkömmt zu ermorden. An eine Polizey ist nicht zu denken.

Hierin liegt der Kunstgriff, dessen sich die Signoria von Venedig bedient, um das Volk auf ihrer Seite zu behalten. Dieses bildet sich ein, vollkommen frey zu leben, weil man ihm erlaubt, sich so ungebunden zu betragen, als es Lust hat, und weil seine Vornehmen es sich gefallen lassen müssen. Dazu kömmt, daß es wenig oder nichts an Abgaben unmittelbar zahlt, und kurzsichtig genug ist, nicht zu bemerken, daß es doch mittelbar alle Auflagen denjenigen Klassen ersetzen muß, die der Republik baar steuern. Daß gerade die unentbehrlichsten seiner Bedürfnisse, Brot, Oel und Fleisch, nach Verhältniß, die theuersten sind, darüber fällt es ihm nicht ein, Bemerkungen zu machen, welche die Liebe zu seiner Durchlauchtigsten Wohlthäterin etwas vermindern könnten.

Das Aeußere der Bürger und Handwerker ist sehr armselig. Sie erscheinen in bloßen

Brustläzen, oder, wie man es im nördlichen Deutschlande nennt, im linnenen Aermel, oder auch nur in Hemde und Hosen, die Brust bloß und das Haar ungekämmt. Ihre Weiber tragen das Haar in Flechten auf dem Wirbel zusammen geschlagen; oberhalb der Stirn, zwischen beyden Schläfen ein schmales und niedriges Tappee, und an beyden Seiten einen Büschel von Haaren, schlicht herabgekämmt. Ein steifer Brustlaz und ein paar kurze Röcke über einander, machen ihre ganze Bekleidung aus. Gehen sie aus auf den Markt, oder in die Kirche, oder zu einem Besuche, so ziehen sie ein kurzes Kamisol darüber, oft auch nichts weiter, nehmen aber den Mezzaro, ein weibliches Nationalkleidungsstück im Venetianischen, um, und verdecken damit ihren gewöhnlichen Anzug. Dieser Mezzaro besteht aus einem langen Stücke schwarzen Taffet, das über ein, auf dem Kopfe befestigtes, Drathgestell gezogen wird, vorne bis über die Stirn herab fällt, und hier in einen

Flor ausläuft, der bis auf die Brust herabfällt und, je nachdem die Trägerin gefallen oder nicht gefallen will, je nachdem sie schön oder häßlich ist, zurück oder herunter geschlagen wird. Es ist eine Art von Schleyer, der die Schultern und die Arme bis zum Ellenbogen bedeckt, und im Rücken in eine lockere Schleife geschlagen wird, die über einen dazu gehörigen schwarztaffetnen Rock, bis zu den Absätzen, hinabfließt. Diesen Mezzaro, der nicht schlecht steht, trugen ehedem die höheren Klassen ausschließend, jetzt ist er in die niederen hinab gesunken, und jene brauchen ihn nur noch, wenn sie zur Kirche gehen und sich die Mühe des förmlichen Ankleidens ersparen wollen.

Die Einwohner aus den erwähnten Bürgerklassen sind geschäftig und fleißig, und sie strafen die Reisebeschreiber Lügen, die allen Italienern Faulheit vorwerfen. Jeder Vorübergehende kann Zeuge ihrer Thätigkeit seyn, weil sie theils im Erdgeschosse der Häuser in

Gewölben, theils vor denselben auf den Straßen, arbeiten. Die Schneider sitzen, mit drey oder vier Gesellen um sich her, auf hohen hölzernen Stühlen, wie auf Thronen, und beherrschen die Nachbarschaft; und zu ihren Füßen auf niedrigern Schemeln, hocken ihre Lehrburschen. Eben so die Sattler, Schumacher, Riemer und andere Handwerker.

Von Bettlern wimmelt es in Verona und ihr Aufzug ist scheußlich. Je größer im Sommer ihre Nacktheit, und im Winter die Lumpenmasse um sie her ist, desto größer sind ihre Ansprüche auf die Barmherzigkeit, und desto trotziger fordern sie die Steuer derselben. Sie liegen in allen Straßen, auf allen Plätzen, vor allen Kirchen umher, und vertreiben sich die lange Weile mit Essen, oder mit Durchsuchung ihrer Hemden, wenn sie dergleichen haben, oder auch mit einem Spielchen unter sich. Alles, was Talente zum Betteln hat, das heißt, irgend eine häßliche Krankheit, oder eine unheilbare Wunde, oder

einen Arm oder Fuß weniger, als andere, drängt sich aus der Nachbarschaft nach der Stadt und geht selten wieder heraus. Die zahlreiche Dienerschaft, welche die Mode und eine, von außen wirklich bettelhafte, Prahlsucht unterhalten, liefert keinen geringen Beytrag zu der hiesigen Bettlermenge. Da die Besoldung der Bedienten, Kutscher und Läufer sehr schlecht ist, so können sie für Nothfälle nichts sparen; sie haben also, wenn sie verabschiedet oder weggejagt werden, keine andre Zuflucht übrig, als zu betteln oder zu stehlen, oder beydes zugleich zu treiben. Es fehlt hier zwar nicht an Kranken- und Armenanstalten, aber in die ersteren geht selten ein Bettler freywillig, und die Wohlthaten der letztern nimmt er mit.

Da, wo die Einwohner am zahlreichsten sich versammlen, sind diese wirklich Nothleidenden, oder nur liederlichen und faulen Taugenichts, auch am häufigsten. So finden sie gegen Abend auf dem Korso, der Neuen

Straße und dem Platze Bra, besonders eine reichliche Aernte. Auf dem letzteren sah ich eine, mir ganz neue, Art von betrügerischer Betteley. Ein junger Kerl, der mehr liederlich und faul, als nothleidend und krank, aussah, bot den Spaziergängern ein Scheermesser an, mit der Versicherung, er sey so hungrig und durstig, daß er dieses unentbehrliche Stück seiner Habseligkeiten verkaufen müsse, um nicht zu verschmachten. Dies sagte er in einem überaus kläglichen Tone und forderte zugleich die Hälfte mehr für das Messer, als es ihm gekostet hatte. Fand sich jemand, der solch ein Werkzeug brauchte, der handelte nicht lange mit einem Menschen, der Hungers sterben wollte und war betrogen. Unterdessen ging der Gauner weiter und bot Andern wieder andere Waaren an, die er mittelst eines gewissen Takts immer so wählte, wie er glaubte, daß die angebettelten Personen sie brauchen könnten.

Die Menge von Armenanstalten, die Austheilung der Klostersuppen, eine ausgedehntere Privatwohlthätigkeit, und die Mildigkeit des Himmelsstriches machen die Erhaltung von Tausenden solcher Bettler nur allein möglich. Sie sind Tag und Nacht unter freyem Himmel, oder liegen unter den Eingängen der Kirchen, der öffentlichen Häuser und in den verfallenen Festungswerken. Wenn sie das ihnen nöthige Brod erschwingen, so kostet ihnen, was sie noch dazu brauchen, sehr wenig. Die Gärtnerey ist hier und in den umliegenden Gegenden äußerst ergiebig, und auf allen Märkten und Straßen steht und liegt Obst von jeder Gattung, von der schönsten Art, für den wohlfeilsten Preis, in großen Haufen herum. Arbusen und Melonen, die wir im Norden mit Thalern bezahlen, essen hier die Bettler für Soldi zu ihrem Stücke Brod, und eben so Weinbeeren, Birnen und Pfirschen. So stillen sie mit fünf bis sechs Soldi ihr tägliches Bedürfniß, und derjenige Bettler

hätte viel Unglück, der nicht täglich die doppelte Summe einnähme; so kann er den Ueberschuß ersparen, um sich zuweilen eine Güte zu thun, oder ein paar alte Lappen und Lumpen zu kaufen, die er anstatt eines Hemdes oder Brustlatzes trägt.

Ich schließe meinen Abriß von dem lebendigen Verona mit einigen Nachrichten von den öffentlichen Vergnügungen, und theile über diejenigen davon, die ich selbst gesehen habe, ein paar Bemerkungen mit.

Der Lebensgenuß ist hier in allen Ständen einfacher und mäßiger, als man ihn in jeder deutschen Stadt von dieser Bevölkerung und Wohlhabenheit, mit dieser Menge von Adel und Adelsgleichen, und unter einem ähnlichen unaufhörlichen Durchzuge von Fremden, findet. Der hohe Adel hat seinen Korso, sein Kasino, sein Theater, und seine gelehrten Akademieen, die hier mit als Zeitvertreib angeschlagen werden müssen. Der Patricische Stand und die angesehenen

Kaufleute haben dasselbe, nur das Kasino ausgenommen. Der gemeine Bürger erscheint auch auf dem Korso, aber zu Fuße, geht auch in das Theater, aber auf das Parterre, wo er aber nicht spielt, sondern bloß Obst oder andere Näschereyen ißt, und ein Glas Limonade oder Punsch trinkt und nebenher Lärm macht. Auch der Pöbel besucht ein Schauspiel, und dies ist bald die Puppenkomödie, bald die dramatische Bude, die in der Arena des alten Amphitheaters steht. Vergnügungen, die jährlich nur einmal wiederkommen, und woran das ganze Publikum Theil nimmt, sind das Karneval, das Nockenfest, das Pferderennen, die Ochsenhetze, *) kirchliche Aufzüge, der Jahrmarkt und das Wettrennen junger Läufer. Alletagszeitvertreib für den Pöbel, auch für

*) Wir haben schon eine launigte Beschreibung von einem veronesischen Stiergefecht im Becker'schen Taschenbuche für das Jahr 1795.

den geringeren Bürger, ist das Ballspiel und das Kugelspiel.

Wie der Korso in Verona ist, so kömmt er in allen, selbst den unbeträchtlichsten Städten Italiens, wenn sie nur einige Wagen aufbringen können, wieder vor. Es ist bekanntlich ein trockenes Herumfahren in gewissen Straßen, oder vor gewissen Thoren, oder auf den Wällen, oder am Hafen, je nachdem eine Stadt geräumige Straßen, oder andere dazu bequeme Plätze, besitzt. Das Vergnügen selbst ist insoferne nüchtern, als keine gesellschaftliche Annäherung und Unterhaltung dabey Statt findet; insoferne aber anziehend, als Männer und Weiber dabey Gelegenheit finden, ihre Pracht in Kleidung, Fuhrwerk und Gespann, und in einem Gefolge und Vortrabe von Bedienten und Läufern zu zeigen. Da die besseren Klassen wenig Gelegenheiten haben, sich für Gesellschaften anzukleiden, so kleiden sie sich hier für das ganze Publikum, und sie sind sicher, von ihren

Nebenbuhlerinnen und Nebenbuhlern beneidet und von den Fußgängern ausgezeichnet zu werden, wenn sie in irgend etwas jene übertreffen. Aus diesem Grunde macht, wie ich schon erwähnt habe, manche Familie ihren einzigen Aufwand für den Korso und lebt im übrigen sehr kärglich. Dies ist in Verona besonders der Fall, wo man aber auch selbst in diesem Stücke sehr philosophisch denkt; denn ich erinnere mich, unter einer Zahl von hundert und funfzig Kutschen, kaum zwey oder drey gesehen zu haben, worin eine Wienerische Hofräthin Sonntags nach dem Prater fahren würde. Auch möchte man in Wien ein Gefolge veronesischer Bedienten, wie es oft auf dem Korso erscheint, vielleicht für halbverhungerte Ofenheitzer, besonders aber die Läufer, für Bettler halten, die der Polizey entlaufen wollen. Die Kleidung der veronesischen Herren und Frauen selbst habe ich schon oben bezeichnet, auch ihre Sparsamkeit und Mäßigkeit. Die Fälle sind nach Ver-

hältniß ziemlich selten, daß ein Wagen nach Endigung des Korso vor ein Kaffeehaus fährt uud ein paar Sorbetti oder ein Glas Limonade verbraucht; geschieht es, so kann man annehmen, daß mit dieser Ausgabe zugleich das Abendessen bestritten ist.

Die Vergnügungen des „Casino della Nobilità“ und dessen Sitz, habe ich schon vorhin angegeben. Letzterer hat einige gute Zimmer und Säle, die zu Bällen, Konzerten und zum Spiel eingerichtet sind. Ein Fremder, woher er auch komme, muß die veronesische Gesellschaftlichkeit sehr hölzern, matt und langweilig finden. Die Politik ist überall vortrefflich, um sich vor der Langenweile auf eine Zeitlang zu retten; hier aber hat sie nur wenig Seiten, die eine öffentliche Unterhaltung erlaubten; manche Punkte auch nur historisch, ohne alle Anmerkung zu berühren, wäre bedenklich und könnte Auslegungen befürchten lassen. Deshalb enthält man sich dieses Gegenstandes in Verona öffentlich ganz,

und von Venedig besonders hört man kein Wort, nicht zum Lobe, noch weniger zum Tadel. So ist hier auch die Kunst, über die Leute zu sprechen, die „medisance“, bey weitem keine so ergiebige Hülfsquelle für die Unterhaltung, als anderwärts. Es ist hier alles voller Parteyen, die in der Afterregierung des kleinen, noch so genannten, Freystaats ihren Grund haben. Auf jemand sticheln, über jemand lachen, jemand mit Versen und Sinngedichten verfolgen, wäre zugleich eine politische und gesellschaftliche Kriegserklärung, die nicht mit ähnlichen, sondern mit ernsthaften Waffen erwiedert werden würde; denn die Veroneser sind bey aller Feinheit der Sitten, bey aller Bildung durch schöne Künste und Wissenschaften, und bey aller Artigkeit im Aeußern, dennoch im Rufe der Rachsucht, die indessen, unter den höheren Ständen weniger öffentlich zum Ausbruch kömmt, sondern sich mehr in Ränken, in Kränkungen durch die zweyte Hand und Untergrabungen

zeigt.

zeigt. Der gemeine Mann und der Pöbel hingegen üben noch fleißig die Wundärzte in den Krankenhäusern in Heilung der Messerstiche; und ein Veroneser selbst gestand mir, daß man, ein Jahr in das andere gerechnet, immer noch Acht bis Zehn Gestochene und Ermordete zählen könnte. Ehedem aber sey es doch weit ärger gewesen! Es wären wohl manches Jahr 150 und 200 geblieben.

Scherzen sonach die Veroneser mit oder über einander, so hat es etwas Plattes und Kindisches, und es läuft auf Gegenstände hinaus, die nicht leicht beleidigend werden, z. B. auf die Verliebtheit, auf den guten Appetit, auf den genährten Bauch rc. eines Dritten — lauter Dinge, die zugleich den Ton des Pulcinella erlauben, der hier sehr ergetzt, aber selbst dem duldsamsten, aufgewecktesten Fremden, plump und abgeschmackt vorzukommen pflegt. Wird der Ton ernsthaft, so ist er so pedantisch, daß ich nicht leicht einer mittelmäßigen deutschen Reichsstadt einen ähnlichen

nachsagen möchte; denn dort bleibt er doch wenigstens offen und natürlich. Wendet man sich in Verona an unterrichtete Männer, um eine Unterhaltung anzuknüpfen, so ist es nur immer das Fach, das sie beschäftiget, worin sie unterhaltungsfähig sind, und jede Abschweifung von demselben macht sie untheilnehmend und stumm. Solche Fächer sind in Verona besonders schöne Künste und Alterthümer, (vorzüglich veronesische) ferner Mathematik und Naturgeschichte. Was aber in den letzteren seit Jahren im Auslande gethan und erfunden ist, davon wissen sie wenig oder nichts; so wie sie überhaupt in sogenannten ultramontanischen Dingen in einem erstaunlichen Grade unwissend sind.

Was man in ältern Reisebeschreibungen, mehr aber noch in den Romanen des vorigen Jahrhunderts, von dem Geist der Galanterie unter den italienischen Weibern, besonders denen in Venedig und im Venetianischen, lieset, ist entweder nie in dem Grade wahr ge-

wesen, oder hat sich so verloren, daß man jetzt auch nicht die entfernteste Spur mehr davon findet. Dieser Geist verräth, wie es sehr natürlich ist, sein Daseyn bald, wo er herrscht. In den veronesischen Gesellschaften ist es wahrlich nicht die berüchtigte altfranzösische Decenz, die dem ernsthaften, ängstlichen und stummen Benehmen der Veroneserinnen zum Grunde liegt, sondern wahre, unverstellte, kleinstädtische Schüchternheit und Eingeschränktheit, und ein erklärter Mangel an Koketterie. Hat man mit einem Weibe über das Theater und den Korso und ein paar ältere italienische Dichter ausgesprochen, so hat man über alles mit ihr ausgesprochen; und von der Kunst, welche die Französinnen, und nach ihnen die Polinnen, am besten verstehen, jeden andern Gegenstand des Wissens, des Geschmacks und des Gefühls, durch zu vernünfteln, oder leicht zu überblicken und dabey in witzigen Einfällen überzufließen, weiß das zweyte Geschlecht in Verona nichts. Hier

zeigt sich ihre pedantische und beschränkte Erziehung besonders, und man hat nicht nöthig, es etwa dem eifersüchtigen Auge eines Gemahls, oder der mißgünstigen Wachsamkeit eines „Cavaliere servente" beyzumessen, wenn eine veronesische Dame einem Fremden in der Unterhaltung nicht lange Stich hält, sondern ihm mit einer gewissen Unruhe und Aengstlichkeit zuhört und antwortet, und nur immer bedacht ist, mehrere Zuhörerinnen und Zuhörer anzurufen und herbey zu ziehen.

Einen Reitz, den besonders in Deutschland die Gesellschaften großer Städte gewähren, daß man zugleich eine blühende Jugend um sich her sieht, die auch ihrerseits sich zu vergnügen beschäftigt ist, vermißt man hier ganz. Nur verheurathete Damen erscheinen in Gesellschaften, und unverheurathete junge Männer werden erst gesellschaftsfähig, wenn sie großjährig und ämterfähig sind. Daher eine auffallende Ungleichheit in der Zahl der Weiber und Männer, und wiederum in der Zahl

der jüngeren und älteren Weiber und Männer. Es fällt in die Augen, daß der Männer mehr seyn müssen, als der Weiber, und der älteren Männer und Weiber mehr, als der jüngeren.

Das Vergnügen des Theaters setzt man in Verona noch in etwas anderes, als in den Genuß des Schauspiels. Man kömmt dorthin, um zu sehen und gesehen zu werden, um zu spielen, um seine Freunde zu sprechen, um mit Geschäftsleuten Geschäfte abzuthun. Nur ein beliebter Auftritt, oder eine berühmte Ariette, lockte die Zuschauer der bessern Klassen aus den Logenzimmern hervor, und brachte Stille und Aufmerksamkeit in das Parterre, und Lust und Anstrengung unter die Schauspieler selbst; denn diese vernachläßigten das Publikum die übrige Zeit auf eine nicht minder ärgerliche Weise, als das Publikum sie vernachläßigte. Sie sprachen und liebäugelten ins Orchester, plauderten unter einander selbst, traten auch wohl an die Logen auf der

Bühne, und knüpften eine förmliche Unterhaltung an. Der handelnde Schauspieler, war immer der einzige, der spielte. Dieser wechselseitige Mangel an Achtung verdirbt alle Vorstellungen. Bey den Zuschauern entsteht er aus einer hergebrachten Sitte, im Schauspielhause Dinge zu treiben, die nicht dahin gehören, und diese Sitte entstand wahrscheinlich aus der Saumseligkeit und Armuth der Theaterunternehmer, die an neue Dekorationen und Schauspiele nicht dachten, oder nichts darauf verwenden konnten. Man führte während meiner Anwesenheit eine Operette, „la Pianella“ (der Pantoffel) und nichts, als die Pianella, in dem großen Theater auf, ungeachtet doch nur zwey kleine Arien darin waren, die dem Publikum gefielen, was sich daraus schließen ließ, daß, sobald sie vorkamen, der unsägliche Lärm im Parterre und das Geräusch in den Logen aufhörte. Diese Sächelchen mußten drey bis viermal wiederholt werden, und dann war es

wieder, als ob man sich auf offener Straße befände. Die Zuschauer sahen keine Bühne, und die Schauspieler kein Parterre und keine Logen mehr. Letztre enthielten sich auch des Klatschens und ließen den Pöbel im Parterre dafür sorgen.

Die Schauspielergesellschaft war auch in der That so mittelmäßig, als die beste bey solch einer Behandlung werden muß. Nur der erste Sänger, die erste Sängerin und der erste Buffone zeichneten sich aus, weil sie die einzigen waren, die bemerkt und beklatscht wurden. Alle übrigen arbeiteten von Anfang bis zu Ende in den Wind, und sie lieferten Arbeit danach; indessen war sie immer noch besser, als die beste deutsche unter solchen Umständen seyn würde.

Der Unternehmer dieser Gesellschaft unterhielt noch eine zweyte Bühne in der Arena des alten Amphitheaters. Es war eine offene Bude, von Brettern zusammen geschlagen, mit schlechten Dekorationen, die das Tages-

licht vollends in ihrer ganzen Armseligkeit zeigte. Die Vorstellungen gingen um halb fünf Uhr an und dauerten bis um halb acht, mithin hatte die Sonne Zeit, den ganzen Verlauf des Stückes und die ganze ehrenwerthe Zuschauerschaft zu beleuchten. Wie der größeste Theil derselben beschaffen war, kann man sich sehr lebhaft denken, wenn man den Umstand erwägt, daß der Eintritt zum Parterre fünf Soldi, sage fünf Soldi (ungefähr 9 deutsche Pfennige) kostete, und wenn man sich der Winke erinnern will, die ich oben von dem Aeußeren des gemeinen Mannes und des Pöbels von Verona gegeben habe. Indessen belachte und beklatschte dies Parterre eben das, was ich zu belachen und zu beklatschen nur dann hätte unterlassen können, wenn ich hätte hochmüthig oder eigensinnig seyn wollen. Ein gewisses Gefühl für das Lächerliche und für das Schöne, war diesem veronesischen Pöbel eben so wenig abzusprechen, als ich es ehedem den Pariser Fisch-

weibern und Kohlenträgern hatte absprechen können. Das Hauptstück war ein Trauerspiel, das Nachspiel eine Goldonische Posse, mit Arlechino, Pantalone, Kolombina und Gesellschaft, im bekannten Kostume.

Diese Bude hatte aber auch Logen und sie waren mit Herren vom hohen Adel besetzt. Der Eintritt dazu kostete zwanzig Soldi. Aus dem ersten Parterre, das funfzehn Soldi kostete, sahen auch Geistliche, mit andern rechtlichen Leuten, fleißig durch ihre Gläser nach den Schauspielerinnen, die übrigens, wie die Schauspieler, eben dieselben waren, die in dem großen Theater auftraten. Man sieht wohl, daß hier die Signoria abermals im Spiel ist, und daß sie ihrem unbeschäftigten Pöbel, neben der belobten Freyheit, auch Vergnügungen um einen Spottpreis verschafft. Charakteristisch ist es endlich noch, daß die Zöglinge der Armen- und Fündlings-Anstalten in dies Schauspiel geführt werden, wie man sie in England und Deutschland

zum Spatziergange und in die Kirche führt. Ein paar Haufen von wenigstens zwey hundert solcher Knaben, hatten, mit ihren geistlichen Lehrern an der Spitze, auf den Stufen des alten Amphitheaters, der Bude gegen über, Platz genommen, und klatschten bey jeder Gelegenheit recht kunstverständig mit. Ich war bey dem Ganzen in der That ein wenig in einer neuen Welt.

Das Nockenfest, welches alle Jahre den letzten Freytag vor der Fasten gefeyert wird, würde mir nicht weniger eine ungewohnte Welt gezeigt haben, wenn ich es mit eignen Augen gesehen hätte. Es muß im äußersten Grade abentheuerlich und poßierlich seyn. Zum Glück hat es einer meiner neuesten Vorgänger, der Augenzeuge dabey war, sehr lebhaft beschrieben. *) Uebrigens scheint

*) S. Herrn von Ayrenhoffs sämmtliche Werke, 4r. Bd. Wien, 1789. S. 246. Dieser Band enthält Briefe über Italien, die nicht so bekannt geworden sind, als sie vieler, sehr treffender Bemerkungen wegen verdienen.

es klar, daß dies Fest abermals von der Signoria begünstigt wird, um das Volk bey guter Laune zu erhalten und den Adel ein wenig zu kränken; denn der Podesta, unmittelbar als Stellvertreter des Doge, und Pulcinella, unmittelbar als Stellvertreter des veronesischen Volks, haben die Hauptrollen dabey.

Ein öffentliches Vergnügen, das jährlich einigemal den größesten Theil des veronesischen Publikums auf den Platz Bra und in die Neue Straße zieht, ist das Wettrennen junger Läufer. Da diese Bedientengattung hier häufig gebraucht wird, so giebt es auch viel junge Leute, die sich der Laufkunst befleißigen und öffentlich Proben davon ablegen. Sie thun dies, um bekannt zu werden und desto eher Dienste zu bekommen; und es ist auch gewiß, daß derjenige, der sich als der stärkste in seiner Kunst gezeigt hat, immer zuerst versorgt wird. Solche

junge Leute, die gemeiniglich aus den geringsten Ständen, meistens aber aus Läufer- oder andern Bedienten-Familien sind, bringen so viel zusammen, daß sie sich für einen öffentlichen Wettlauf erträglich kleiden können, wozu sich ihrer drey oder vier zu bereden pflegen. Sie suchen einen oder mehrere Gönner, die eine kleine Summe zusammen schießen, welche als der Preis für den Sieger niedergelegt wird. Der Tag wird anberaumt, der Platz bestimmt. Die Laufbahn erstreckt sich gewöhnlich von einem gewissen Punkt auf dem Platze Bra, bis hinunter nach dem neuen Thore, und sie möchte ungefähr in zwanzig Minuten, mit mäßig schnellen Schritten, zurück gelegt werden können. Diese Strecke müssen sie, in Einem Zuge, drey mal hinab und drey mal herauf rennen, und wer zuerst am Ziel ist, erhält den Preis und ist Sieger.

Diesmal waren der Wettrenner drey. Beyde Seiten der Neuen Straße waren

bis zum Thore hinunter mit Zuschauern, und die Fenster der Häuser, mit Zuschauerinnen besetzt; eben so der Platz Bra. Die jungen Leute fingen mit einem gemäßigten Trab an. Da man ihnen nicht folgen kann, so schließt sich jedesmal das Getümmel hinter ihnen, und man verliert sie aus den Augen; kommen sie aber zurück, so finden sie wieder eine Reihe, durch die sie hin können, weil jeder sorgsam ist, ihnen Platz zu machen. Sie kamen, bey dem ersten Hin- und Herlauf, noch alle drey in Einer Reihe zurück, und liefen auch in Einer Reihe wieder ab. Kenner um mich her wollten bemerkt haben, daß der mittlere den Preis sicher nicht bekommen würde, weil die Erhitzung ihn blaß gemacht habe, was Mangel an Kraft voraussetze; daß aber der zur Rechten, den der erste Lauf gar nicht angegriffen, wahrscheinlich der Sieger seyn werde.

Sie kamen das zweytemal zurück, und es zeigte sich ein merklicher Unterschied. Der

Mittelste war um zwey Schritt vorgekommen, der zur Linken war dem zur Rechten um Einen Schritt vor. Die Kenner um mich her, blieben aber doch ihrer vorigen Meynung. Sie hatten bemerkt, daß der Mittelste seinen Vorsprung mit einer Anstrengung erkaufte, die auf dem Punkt war, ihn ganz zu erschöpfen; daß er beym Umkehren beynah über seine eigenen Füße gefallen sey, und daß wahre Todtenblässe und Todesschweiß sein Gesicht überzogen habe. Sie versicherten, daß der zur Linken seinen Vorschritt nicht behaupten würde, weil er mehrere Momente schneller liefe, als der zur Rechten, und doch nur einen Einzigen Schritt vor diesem voraus habe, der allerdings auch sehr erhitzt sey, aber noch unendlich mehr Kraft besäße und sie zu sparen verstände; was man daran sehe, daß er noch schnurgeradeaus liefe, indeß die andern, besonders der mittlere, hin und her schwankte, und der zur Linken Schul-

tern und Kopf vorweg hangen ließe, wodurch seine ganze Last auf die Kniee fiele, und ihm das Laufen um ein Drittel erschwert würde.

Ich war sehr begierig, wie diese feinen Bemerkungen eintreffen würden. Es dauerte nicht lange, so stieg es von Mund zu Mund herauf, der zur Linken habe den Mittlern überlaufen; gleich nachher: der zur Rechten habe den Mittlern eingeholt; und in dem nächsten Augenblick: der Mittlere sey für todt niedergefallen. Nun dauerte es ein paar Minuten, ohne daß Nachrichten kamen. Endlich kam die, gerade von der Mitte der Laufbahn, daß der zur Linken den Moment des Umkehrens vor dem zur Rechten voraus habe. „Also etwas mehr als einen Schritt!" rief einer meiner Kenner: „Der zur Rechten gewinnt!" — Ich erkundigte mich, woraus er das schlösse? Der zur Linken hätte doch noch vor? — „Ma, V. S. veda!" erwiederte er mit einer Art von Eyfer: „Der

Hinterste strengt immer zuerst seine letzten Kräfte an, der Vorderste zuletzt; mit dem ersten verstärkten Sprunge ist der Hinterste neben dem Vordersten; mit dem zweyten ist er ihm vor, denn er ist im Schwunge und der andre kömmt erst durch den ersten Sprung hinein. Der zur Rechten hatte auch hier oben noch mehr Athem und Kräfte, als der zur Linken — Sie sollen sehen, daß er gewinnen wird!" — Nach zwey oder drey Minuten stellte sich alles eiligst in Reih' und Glieder, und die Wettrenner erschienen, triefend von Schweiß mit Puder vermischt, die Brust aufgerissen, die Strümpfe herabgefallen, die Augen wie erstarrt, den Mund weit offen, der zur Rechten etwas hinkend, weil er einen Schuh verloren hatte, in einer Entfernung von einander, daß der Hintere den Vorderen mit der Hand erreichen konnte. Der zur Linken war der Hintere, der zur Rechten in der That der Vordere, und er erhielt den Preis. Das Volk war schreyend und fröhlich

um ihn herum. Es erhob seinen Sieg nicht wenig, daß er hinkend den Preis gewonnen, wie ein witziger Kopf aus dem Pöbel bemerkt hatte. Er selbst fühlte seine Erschöpfung vor Freude nicht; bey dem Andern rannen die Thränen mit den Schweißtropfen in die Wette. Den Dritten brachte man ohne Bewußtseyn getragen und legte ihn beym Ziele nieder. Man steckte ihm reichlich Almosen in die Taschen. Um den Andern waren Bekannte und Unbekannte beschäftigt, ihn mit wahrer Theilnehmung zu trösten. Der Sieger wurde, nachdem sein Name und Alter von den Kampfrichtern aufgezeichnet worden, von dem Volk in Triumph abgeführt.

So sahe ich noch am letzten Tage meiner Anwesenheit in Verona ein allgemeines Volksschauspiel, das alle Bedingungen dieser Spielgattung erfüllte, tragisch und komisch war, und Theilnehmung und Leidenschaft durch die höchste Anstrengung der Naturkräfte erregte. Ob es gleich auf das sehr moderne Bedürfniß

der Lauferkunst gegründet war, hatte es dennoch viel Antikes, welches nicht bloß daher entsprang, daß Ziel und Preis dem alten Amphitheater gegenüber waren. Wetten habe ich übrigens dabey nicht sehen.

Den 24sten September, der ein Feyertag war, ging ich von Verona ab. Vor der Stadt begegneten mir Haufen von jüngern und ältern Landleuten, beyderley Geschlechts, sehr stattlich und sehr bunt, mit Gold- und Silberband, und mit Zweigen und Blumen aufgeputzt, die Gemüse und Früchte nach der Stadt brachten, durch deren Verkauf sie sich wahrscheinlich dort einen Sonntagsgenuß, oder sonst kleine Bedürfnisse, verschaffen wollten. Ich würde ein Gemälde von ihrer Tracht, die viel Besonderes hatte, hier mittheilen, wenn wir nicht schon von einem Maler selbst eines besäßen, das wenigstens sehr tref-

fend und lebhaft ist, wenn auch die Farben feiner gerieben seyn könnten. *)

Mein Weg ging auf Mantua, und führte gerade in die reizende Ebene hinein, die man von Verona aus so oft zu überblicken Gelegenheit gehabt hat. Sie ist, wie sie schien. Zwar sieht man rechts am Wege weniger Weinbau und Rebengewinde, desto frischer aber steht der Maulbeerbaum in unübersehlichen Reihen da, desto sorgfältiger ist das Land unter und zwischen ihm bearbeitet, desto heiterer und wohlhabender fallen die einzelnen Häuser der Landleute in die Augen. Das Hornvieh, das einem begegnet, ist gedrungen und mächtig, das Schaf groß und seidenartig bekleidet. Selbst das — Schwein — ist hier

*) S. Malerische Reise eines deutschen Künstlers nach Rom ꝛc. Wien, 1789. S. 178 fg. Der Verfasser, Herr Johann Grund, lebt noch in Rom, und ist ein ausgezeichneter Künstler, welcher der Miniaturmalerey durch Anwendung der Enkaustik einen hohen Grad von Schönheit zu geben versteht.

zahmer, wohl gar auch klüger — denn es hat nicht die wilden Hauer und großen Ohren des Polnischen und Ungarischen, auch nicht ihre starrenden, dicken Borsten und ihre Größe — sondern ist fast kahl, klein, lang und rund wie eine Walze, und bald goldgelb, bald — seinen Sitten angemessener — „boue de Paris." — Auch sind die Würste und Schinken, die das Veronesische durch ganz Italien und nach Augsburg und Wien schickt, nicht minder berühmt, als die Bolognesischen.

Man kömmt auf einem steinigten, nachläßig unterhaltenen, Wege zuerst nach Villa Franca, einem alten, noch venetianischen, Städtchen, mit einem ziemlich weitläuftigen Schlosse, das queer über den Weg gebauet ist, mithin ursprünglich als ein Gränzbollwerk da steht, jetzt aber nur noch als Gespennst wirkt. Seine äußeren Mauern haben noch große Festigkeit, aber die Thürme und Brustwehren sind theils herunter geschossen, theils in sich selbst zusammen gestürzt. Die be-

jahrte Ansicht dieses Städtchens, das nur aus einer einzigen Straße besteht, und die Trümmer des erwähnten Schlosses, unter dessen ausgerupften Flügeln es liegt, passen vortrefflich zusammen, und ich nahm beydes für eine Ruinen-Verzierung auf, die in dem großen Garten, worin ich mich befand, sey angebracht worden.

Hinter Villa Franca werden Weg und Boden minder steinigt. Außer den Maulbeerbäumen zeigen sich wieder Ahorn und Ulmen, mit ihren treuen Begleitern, den Weinstöcken. Mitten unter ihnen erscheint ein anmuthiges Oertchen, das noch venetianisch ist, Massecane heißt, und fast ganz aus kleinern und größern Landhäusern besteht, die im Durchschnitt noch ganz neu sind und sämmtlich veronesischen Familien gehören. Jedes ist in einer besondern Bauart und in einem andern Geschmack aufgeführt, und keines ist darunter, das nicht das Auge sehr angenehm befriedigte. Fremden Baukünstlern möchte ich

rathen, dies Städtchen, als eine wahre Gallerie von Landsitzen, gezeichnet mitzunehmen, und sie den Liebhabern in ihrem Vaterlande als eine Musterkarte zu ähnlichen Gebäuden vorzulegen. Der Erfindungsgeist der Baumeister scheint hier in der That in Nettigkeit, Bequemlichkeit, Einfalt und Gefälligkeit gewetteifert zu haben, und die meisten seiner hiesigen Werke verdienten als Typen dieser Gebäudegattung durch Europa aufgestellt zu werden.

Noverbella (2 Posten von Verona) ist der erste Ort in der österreichischen Lombardey. Er sticht gegen die venetianischen Flecken, durch die ich gekommen bin, sehr zu seinem Vortheil ab. Seine Ansicht ist heiter und reinlich. Die Häuser sind von Stein, meist ganz neu, und mit Einwohnern besetzt, die ungleich anständiger gekleidet sind, als ihre Nachbarn, und eine gewisse Bildung verrathen. Ich sahe weder Bettler noch andre Taugenichts auf der Straße herum liegen, noch Haufen von müßigen Leuten Ball spie-

len, oder Kugeln werfen; mit einem Worte, eine mehr geordnete Verfassung kündigte sich in allen Dingen an. Auch die Mauthbedienten begnügten sich nicht damit, daß sie mein Gepäck von außen ansahen und mir dann versicherten, sie wären überzeugt, daß ich nichts Verbotenes bey mir führe; nein, es mußte auf die Mauth gebracht, durchgesehen und sonach auch von neuem gepackt werden; freylich ein Geschäft, das die Bequemlichkeit eines ehrlichen Reisers mit seiner Liebe zur politischen Ordnung ein wenig in Reibung bringt, wofür er aber sogleich den Ersatz darin findet, daß die Gegenwart eines Polizeysoldaten ihn vor den Zudringlichkeiten hungriger Zoll- und Postbeamten und fliegenartiger Bettler sichert.

Von Roverbella bis Mantua (1 Post) hatte ich wiederum einen gemachten Weg, so vortrefflich, wie man ihn im österreichischen Gebiete zu finden gewohnt ist. Der steinigte Boden hatte sich schon vor Roverbella ver-

loren und, mit einer merklichen Abdachung, auch ein anderes Ansehen gewonnen. Wiesen grünten üppig um mich her, niedrige Stellen waren mit Graben durchzogen, kleine Bäche mit Dämmen eingefaßt und mit schlanken Pappeln besetzt. Natur und Menschen hatten sich vereinigt, um unserem großen Garten neue reizende Ansichten zu verschaffen. Die anziehendste darunter war die von Mantua selbst und der umliegenden Gegend.

Verona lag neben und zum Theil auf Anhöhen, und hatte einen schönen Fluß in seinem Schooße; hier sieht man, was recht sehr zu einem großen Garten gehört — einen weit ausgebreiteten See, der rund herum mit Gehölz umgeben ist, eine Insel in seiner Mitte hat, und auf dieser Insel, eine beträchtliche Stadt. Diese ist Mantua selbst! Da sie ganz flach liegt, so bietet sich nur ein Theil derselben dem Auge dar, der aber sehr vortheilhaft auf die übrigen schließen läßt. Schon von außen erscheint sie weit lichter

und neuer, als Verona. Die Thürme sind stattlicher, die Aussenwerke, Mauern und Wälle höher, und gut unterhalten; der Spiegel des Sees, von Wiesen und Gehölz umgeben, beleuchtet mit seiner Lichtmasse den Zugang, und zwey Ströme des Sees, die unter zwey Jochen einer großen Brücke rauschend heraus stürzen, machen das Ganze durch einen Wasserfall noch malerischer.

Ich fuhr zum Thore „della Cittadella“, das nach einer Zeichnung von Giulio Romano ausgeführt ist, herein, und gelangte über die breite Hauptstraße der Vorstadt auf die vorhin erwähnte Brücke, die ein ausgezeichnetes Werk der Baukunst von Azzolini ist, und durch ihre mächtigen Bogen, durch ihre Länge, Höhe und Masse auffällt. Sie ist überwölbt und schließt zwölf Mahlmühlen, eine Schneidemühle mit drey Sägen, und mehrere große Korn- und Mehl-Niederlagen ein.

Ich fuhr in einen Gasthof, der größer ist, als der größeste, den ich je gesehen habe, ich

meyne das rothe Haus in Frankfurt; der aber in Rücksicht der innern Einrichtung, des Tisches, der Aufwartung, der Reinlichkeit und der Eleganz diesem nicht beykommt. Er heißt vorzugsweise „Albergo Reale“, liegt fast in der Mitte der Stadt und hat die Bequemlichkeit, daß er zugleich die Post einschließt, die der Fremde jeden Augenblick aus seinem Fenster bestellen kann. Er besteht aus einem pallastähnlichen Hause und aus einem wirklichen, daranstoßenden Pallast, der in einem guten Geschmack, nach Dorischer und Jonischer Ordnung, erbauet ist. Beyde Anlagen gehören dem K. K. Staatsrath, Marchese Canossa, und schließen, drey Geschoß hoch, zwey große Höfe ein. Jetzt wohnte ich mit einem Engländer in diesen ungeheuren Gebäuden ganz allein; zur Zeit der Jahrmärkte sind aber beyde bis auf den letzten Winkel besetzt. Der Grund dieser Ueberfüllung liegt in der Gewohnheit, daß der müßige Adel des Landes die Jahrmärkte der umliegenden be-

trächtlichen Städte zum Zeitvertreib besucht und sich dann, wie natürlich, in dem glänzendsten Gasthofe ausschließend niederläßt.

Ich hatte die vier und zwanzig ital. Meilen von Verona bis Mantua, binnen etwas mehr, als vier Stunden, zurück gelegt und konnte den ganzen Nachmittag zur Besichtigung des Pallastes Te nutzen, der durch den Namen des Giulio Pippi aus Rom (sonst schlechtweg Julius Romanus genannt) berühmt geworden ist. Mantua, die Ernährerin dieses Künstlers, bauet auf ihn, nächst dem Virgil, der sich durch sein „primus referam tibi, Mantua" — zu ihrem Sohne macht, ob er gleich in einem benachbarten Dorfe geboren ist, die Ehrenstelle, die sie in der Geschichte der schönen Wissenschaften und Künste einnimmt. Sie bewahrt auch in der That mehr von den Werken dieses Künstlers, aus der Malerey und Baukunst, als Rom, der Ort seiner Geburt und seiner artistischen Ausbildung. Besonders ist der

Pallast Te, oder The, gemeiniglich T, den er selbst gebauet hat, auch fast ganz von ihm mit Malereyen verziert.

Man gelangt dahin auf einer geräumigen Straße, die theils mit lebendigen Hecken, theils mit Baumpflanzungen eingefaßt ist, und einen angenehmen Spatzierplatz für Fahrende und Fußgänger darbietet, in dessen Hintergrunde der Pallast sich erhebt. Diesen schönen Zugang und eine Menge Ausbesserungen des Pallastes selbst, dankt man dem jetzigen Statthalter der österreichischen Lombardey, dem Erzherzoge Ferdinand, ohne dessen Fürsorge er vollends noch durch die Zeit das verloren haben würde, was ihm der Krieg und der rohe Soldat übrig gelassen hatten. Zwar sieht man von der Verödungslust des letztern noch Spuren genug, und diejenigen, die man übertüncht oder übermalt hat, verrathen sich eben dadurch nicht weniger deutlich; aber lobenswürdig bleibt diese Aufmerksamkeit immer, sey sie aus Kunstliebe, oder

aus Finanzrücksichten entstanden. In Italien ist es nämlich auch dem Staate nützlich, berühmte Kunstwerke zu unterhalten. Bey der Menge von Fremden, die dahin kommen, machen ihre Zehrung und ihre sonstigen Bedürfnisse keinen zu verachtenden Gegenstand. Mantua besonders, das arm an Erwerbsquellen ist, muß diese mit Dank annehmen.

Ich machte diese kleine Reise mit meinem Hausgenossen, dem Engländer, einem jungen Mann, der zwar hier herum „Milordo“ war, aber in Manchester oder Hallifax, seinen Begriffen und Kenntnissen nach zu schließen, der Sohn eines ehrlichen Wollen- oder Baumwollenfabrikanten seyn mochte. Wir hatten beyde einen „Cicerone“ in der Tasche und einen hinten auf dem Wagen. Der meinige hieß: Descrizione storica delle Pitture del regio-ducal Palazzo del Te etc. Mantova, 1783; und der seinige: Breve descrizione delle Pitture, Sculture ed Architetture, che si osservano nella Città di Mantova

e ne' suoi contorni; fatta stampare nuovamente con molte aggiunte, a commodo singolarmente de' Forestieri, da Francesco Pagliari, Mantovano, servitore di Piazza; dedicata al merito impareggiabile de' piu Illustri Signori Viaggiatori. Mantova, MDCCLXXXVIII. Der dritte, lebendige, hieß kurzweg Antonio, und war auf die beyden Todten höchst eifersüchtig, sobald er sie erblickte. Er versicherte, durch solche Geschreibsel würden die Fremden nur irre geführt; sie kämen von „povretti Abbatini", die nicht einen zehnten Theil von dem wüßten, was ein ehrlicher Platzbedienter an den Schuhen abgelaufen hätte. Mein Engländer versicherte, sein Buch sey von einem Lohnbedienten selbst geschrieben, der Pagliari heiße und aus Mantua gebürtig sey, mithin am besten Bescheid wissen müsse. Antonio fuhr mit dem Zeige- und Mittelfinger vom Halse bis zum Kinn herauf und sagte: V. E. lo prenda al suo servigio! — Auch mir schien der abge-

schmackte Titel und der, einem Platzlakeyen angemessen seyn sollende, Vortrag zu beweisen, daß ein armer Abbate um ein paar Philippsthaler diesen Scherz gemacht habe. *)

Daß die Italiener selbst, und nach ihnen die Franzosen, Engländer und Spanier, immer noch glauben, der berühmte Pallast des Julius Romanus sey in der Form eines T gebauet, und habe von diesem Buchstaben seinen Namen, kann diesen Nationen leichter hingehen, als uns Deutschen, die wir in dem Ruf und im wirklichen Besitze sind, auswärtige Länder und ihre Merkwürdigkeiten so

*) Mein Cicerone war in der That besser und zuverlässiger. Die genannte Descrizione ist von Giovanni Bottani, Direktor der Malerakademie in Mantua, der Auftrag von dem Erzherzog hatte, an der Ausführung einer Idee Theil zu nehmen, die dahin ging, die Ueberreste der Werke des Julius Romanus, die sich um und in Mantua befinden, von geschickten Meistern in Kupfer stechen zu lassen. Bottani schrieb, und widmete dies kleine Werk dem Erzherzoge und seiner Gemahlin, als einen Vorläufer des Größern, das aber nicht erschienen ist.

gut und gründlich und oft weit besser zu kennen, als unsre eigenen. Ich glaube mir ein kleines Verdienst zu stiften, wenn ich an dem Irrthum mit dem T etwas rüttele, der sich in allen deutschen Reisebeschreibungen eben so gut findet, als in allen englischen und französischen. Damit die Leser trauen können, will ich alles mit den Worten des gedachten Direktors der Malerakademie von Mantua belegen.

Der bewußte Pallast ist nach Dorischer Ordnung ins Gevierte gebauet *) und schließt einen geräumigen Hof ein. Queer über diesen Hof, von dem Flügel, durch den man hineintritt, an, bis zu dem entgegen gesetzten hinüber, läuft ein bedeckter Gang. Dieser Gang mußte einer lebhaften Einbildungskraft die Perpendikularlinie, und der Flügel, an den er sich lehnt, mußte die Transversallinie des

*) Questo rinomato Edificio — è di forma quadrangulare, d'ordine dorico etc. etc. Giov. Bottani Descriz. Stor. p. 26.

des T hergeben, und so erhielt der Pallast seinen Namen.

Aber außer der Unerweislichkeit dieser Buchstabengestalt *) die Julius Romanus, der große Kenner und eifrige Nachahmer des Alterthums, in der That in den alten Trümmern zu Rom nicht gefunden haben wird, und die er, wenn er sie hätte finden können, nicht nachgeahmt haben würde — ist besonders zu bemerken, daß der Ort, wo der Pallast steht, auf alten Karten unter der Benennung The vorkommt, und daß er bis zur Oberherrschaft der Familie Bonacalsi im dreyzehnten Jahrhundert über Mantua, wie man aus den Statuten der Stadt von der damaligen Zeit sieht, Tejetto ist genannt worden, was die Ueberschriften eben dieser Statuten: de dominabus Thayeti — de fratribus S. Matthaei de Theyeto — de custodia Theyeti etc. klar beweisen **) Der

*) l'Insussistenza della stessa pretesa configuratione (cio è del T) etc. ibid. p. 24.

**) Ibid. p. 25. annot.

Pallast hatte also seinen Namen von dem Platze, auf welchem er erbauet wurde; dieser Name wurde im gemeinen Leben bis zu The, zu Te, und endlich bis zu einem T zusammen gezogen; und als man zuletzt gar in seiner Gestalt selbst ein solches fand, so blieb ihm die Benennung davon ohne Widerspruch eigen. Wenn es richtig ist, daß in manchen französischen Provinzen die Edelleute in ältern Zeiten ihren Pallästen die Gestalt des ersten Buchstabens in ihrem Familien- oder Vornamen gaben, so hatten diejenigen, die den Mantuanischen Pallast einem T ähnlich fanden und ihn danach benannten, eine Autorität, die sie in diesem Irrthume bestärkte, aber sie vergaßen, daß der Familienname des Erbauers kein T. sondern ein G (onzaga) und sein Taufname ein F (riederich) war.

Gewiß ist, daß es größere und prächtigere Palläste geben kann und wirklich giebt, als dieser Tepallast, aber nach richtigern und schönern Verhältnissen erbauete, dürfte man wohl

wenig finden. Er hat nur zwey Geschoß; ein ganzes, in rustischem Geschmack, und ein halbes, das, ohne Fensterverzierungen, auf dieses gesetzt ist. An den Vorderseiten der Flügel laufen vierzehn und sechzehn Dorische Wandpfeiler hin, die von der Unterlage bis zum Kranz hinauf steigen und diesen, der überaus gefällig gezeichnet ist, und das Dach, emporhalten. Der Geschmack in dem Ganzen und dessen einzelnen Theilen ist der Bestimmung dieser Anlage ganz angemessen, und athmet eine auffallende Festigkeit, Männlichkeit und Einfalt, die alles, was Schnörkel scheinen könnte, standhaft verschmähet hat; mit einem Worte, Julius brachte in diesem Pallast ein Kunstwerk hervor, das mit dem Geiste des Alterthums die neueren Erfindungen zur Bequemlichkeit verband und zugleich die Stufe angiebt, welche die Baukunst und die Malerey zu seiner Zeit, unter Mitwirkung seines großen Meisters und seiner eigenen und vieler andern glücklichen Geister, erstiegen

hatten. Denn Julius hat auch das Innere des Pallastes mit seinem zweyten Talent, der Malerkunst, verschönert.

Wenn es möglich wäre, in dem Falle, daß Ein großer Kopf Zwey oder Drey Künste in einem vorzüglichen Grade versteht und ausübt, genau zu entscheiden, in welcher von diesen Künsten er vorzüglich Meister ist: so würde es bey Julius Romanus gleichwohl schwerer, als bey andern ähnlichen Künstlern werden, zu bestimmen, ob er ein größerer Maler, oder ein größerer Baumeister gewesen sey. Mir scheint er beyde Künste in gleich hohem Grade besessen zu haben, und ich führe zur Bestätigung meiner Meynung nur die Wahrnehmung an, daß die Baumeister und die Maler wechselseitig den größesten Antheil an seinem Genie sich anmaaßen. Die bloßen Theoretiker und Kunstrichter halten es hierin theils mit den Malern, theils mit den Baukünstlern. Raphael war auch Baumeister, aber es ist ausgemacht, daß er ein größerer

Maler war; Michel Angelo war Bildhauer, Maler und Baukünstler zugleich, alles in einem vorzüglichen Grade, aber die Mehrheit hält ihn, seit der Empfängniß des großen Gedankens, ein Pantheon als Kuppel auf die Peterskirche in Rom zu setzen, als Baumeister für größer, denn als Maler und Bildhauer.

Gerade dadurch gewinnt der Pallast Te so sehr an Merkwürdigkeit, daß er von den beyden Virtuositäten seines Meisters anschauliche Probestücke enthält. Wie in seiner Vaterstadt kein so großes Werk der Baukunst von ihm vorhanden ist, als das hiesige, so sind auch die dortigen Ueberbleibsel seines Pinsels theils geringer, theils zweifelhafter. Er hat Antheil an manchen Werken Raphaels, die dieser bloß zeichnete oder anlegte, und Julius mit andern Schülern desselben ausmalte; und man zeigt in den „Stanze" und in der „Farnesina" zu Rom, Figuren und ganze Gruppen, welche die Ueberlieferung dem Ju-

lius zuschreibt. Aber außerdem, daß solche Nachrichten nicht als zuverläßig verbürgt werden können, bleibt auch das Vorurtheil gegen ihn, daß die Erfindung, das Hauptstück des Genies, an diesen Werken nicht von ihm sey. Von diesem Vorwurf erscheint er in den Arbeiten des Pallastes Te ganz frey, und was von ihm selbst noch darin vorhanden ist, giebt einen ganz reinen Stoff zur sichern Beurtheilung seines Geistes und seiner Talente als Maler, oder wenigstens als Zeichner, wenn man sich der Unbilde wegen, welche Zeit und Menschen seinen Farben zugefügt haben, *) lieber nicht auf seine Kunst in der Farbengebung einlassen will. Auch ist bekannt, daß viele seiner Zeichnungen nicht von ihm, sondern von seinen Schülern, Primaticcio und Johann Briziano von Mantua, gefärbt, und daß selbst diese in ganz neueren Zeiten theils von dem Direktor

*) Sie sind nämlich theils muthwillig verwischt, theils unangenehm nachgeröthet.

Bottani selbst, theils unter seinen Augen, sind nach- und übermalt worden.

Die noch von Julius in diesem Pallast vorhandenen und erhaltenen Malereyen sind von verschiedenem Werth und Umfange. Viele erheben sich wenig über gewöhnliche mechanische Zimmerverzierungen und bestehen in Medaillons, Basreliefs und andern kleinern Erfindungen, woran besonders die oben genannten Schüler des Julius, Antheil gehabt haben; andere tragen aber so unverkennbar den Charakter ihres Meisters, daß dieser auf den ersten Blick hervorspringt. Eine gewisse Kühnheit und Größe in der Zeichnung, eine ganz antike Wendung in den Figuren und in dem Schlage der Gewänder, und eine große Einsicht in Zusammenstellung der einzelnen Gruppen und in Anordnung des Ganzen; mit einem Worte, die anerkannten Vorzüge des Julius, als Malers, treten hier stärker und reichlicher hervor, als in allen übrigen Werken, die sich von ihm erhalten haben.

Ohne mich in eine umständliche Beschreibung der vorzüglichsten hiesigen einzulassen, ist es für meinen Zweck hinlänglich, nach den obenstehenden Bemerkungen, sie nur noch für meine reisenden Landsleute namentlich zu bezeichnen. Das erste und vorzüglichste ist der Sturz der Giganten, der das sogenannte Riesenzimmer einnimmt; das zweyte der Fall Phätons vom Sonnenwagen; das dritte Poliphem; das vierte Psychens Geschichte mit Amor; das fünfte Mars, Venus und Adonis; und das sechste endlich, Cäsar, von seinen Liktoren umgeben, der Bücher verbrennen läßt. Ich kann nicht entscheiden, ob dies der wirkliche Gegenstand dieses Gemäldes seyn mag. Wenigstens geben ihn die Reisebeschreiber so an und der Direktor Bottani widerspricht ihnen nicht. Wenn ich die übrigen zahlreichen Freskomalereyen, die als Arbeiten des Julius nicht zu verkennen sind, hier übergehe, so habe ich oben den Grund

davon angegeben. Man wird sie aber alle ohne Ausnahme mit großem Genuß selbst sehen und überall die Spuren von dem Geiste ihres Urhebers wiederfinden.

Mir war der Nachmittag fast zu kurz geworden, um alles zu sehen, aber mein Reisegefährt hatte nicht völlig drey Viertelstunden dazu gebraucht. Der Pallast war ihm zu klein, zu räucherig und zu unansehnlich, und nur der Umstand, den ich ihm aus meinem „Cicerone" zum besten gab — „daß er Stuterey und Marstall gewesen sey, ehe ihn Julius umschuf" — schien ihm in seinen Augen etwas mehr Merkwürdigkeit zu geben. So suchte er auch unter den Gemälden besonders die Thierstücke, und in diesen wiederum, die Pferde auf, über deren Bau und Stellung er dem Julius viel Einwendungen machte, die bey weitem nicht so gegründet waren, als diejenigen seyn würden, die Kenner des Schönen dem englischen Zeichner machen möchten, der einen spitzköpfigen Engländer, mit hervor-

stehenden Hüften und abgehauenem Schweife, als Muster einer schönen Pferdegestalt darstellen wollte. Da er nach englischer Sitte, einen Pferdeknecht und drey Reitpferde aus „Old-England“ bey sich hatte, so brauchte er nicht wegen des Wagens auf mich zu warten, sondern konnte sein „comfortable“ zu Hause suchen, wo ich ihn auch des Abends, bis aufs Hemde ausgezogen, hinter einer Flasche Rheinwein und einer Schüssel vortrefflichen Obstes, auf dem Kanapee wiederfand. In dieser behaglichen Lage war er auch nicht zu bewegen, mit in das Theater zu gehen, ungeachtet eines der bessern Stücke von Goldoni (die gewandte Frau, la Moglie saggia) gegeben wurde, und das Schauspielhaus selbst, als ein gutes Werk der Baukunst von Franz Bibbiena gesehen zu werden verdiente.

Das Innere von Mantua ist weit geräumiger und lichter, als das von Verona. Die Straßen sind breit und größtentheils gerade;

die Häuser sind weit neuer und haben nicht den altmodischen Putz von Altanen, Balkonen und Galerien. Ihre Höhe ist gewöhnlich drey bis vier Geschoß, und wenn in ihrer Mitte nicht so viel Palläste vorkommen, als in Verona, so sind sie doch länger und minder rostig. Einige darunter, z. B. die Palläste Colloredo, Valenti, Sordi, d'Arco, Cavriani, Gonzaga, Arrivabene, Andreasi u. a. zeichnen sich durch gute Bauart im Aeußern, und im Innern durch manche artistische und gelehrte Vorräthe aus. Der erstre ist nach einer Zeichnung von Julius Romanus ausgeführt. Sein eigenes Haus, das er selbst in ziemlich barockem Geschmack angab und bauete, ist auch noch vorhanden, so wie einige öffentliche Anlagen, z. B. die Fleisch- und Fischbänke und der Stall für die reitende Leibwache, die von seiner Zeichnung sind. Die Stadt Mantua dankt ihm überhaupt viel in Rücksicht ihres Grundes und ihrer Zierde. Der Herzog

Friedrich brauchte ihn bey Ausfüllung der sumpfigten Stellen, bey Erhöhung des Bodens und bey Herstellung der Häuser, die durch Ueberschwemmungen gelitten hatten; und niemand durfte ein neues Haus bauen, der sich nicht bey ihm gemeldet und seinen Rath und Plan darüber vernommen hätte. Eben dieser Herzog ernannte ihn, kurz vor seinem Tode, zum Aufseher des Wasser- und Häuserbaues, und er blieb bis an sein Ende mit den Pflichten dieser Stelle beschäftiget.

Verona hat unter allen seinen Kirchen keine aufzuweisen, die als Werk der Baukunst solch einen Genuß gewährte, als die hiesige Domkirche, die nach einer Zeichnung von Julius aufgeführet ist. Schon das Portal derselben kündigt selbst dem Auge des Layen das Werk des Meisters an, und das Innere, auf vier Reihen prächtiger Säulen gestützt, vollendet den vortheilhaftesten Eindruck. Man tadelt, daß das Ganze für seine Länge zu breit sey und vergißt dabey, daß es von einem

eifrigen Nachahmer der Alten entworfen wurde, die ihre Tempel überhaupt breiter machten, da wir die unsrigen mehr in die Länge halten. Wäre es billig, Werke, deren meiste Theile vollkommen sind, der wenigsten wegen, die Fehler haben, zu tadeln, so könnte man sagen, daß die Säulen für die Höhe der Schiffe, die sie tragen, zu schwerfällig sind, und daß das Ganze nicht Licht genug hat. Kenner werden aber auch diesen beyden Vorwürfen dadurch begegnen, daß die Alten ihre Säulen stärker machten, als wir Neueren, durch die schlankern Pfeiler der deutschen Baukunst verwöhnt, sie zu sehen gewohnt sind, und daß sie mit Fleiß ein gewisses feyerliches Dunkel in ihren Gotteshäusern herrschen ließen. Gegen die Verhältnisse der Kuppel möchte schwerlich das eigensinnigste architektonische Auge etwas einwenden.

In diesem Dom ist eine Seitenkapelle, zwar größer und prächtiger, aber sicher nicht schöner, als die Kapelle Pellegrini in Verona.

Ihre Verzierungen passen wohl für eine Schaubühne, aber nicht für ein Bethaus; sie sind bunter, als die buntesten in der unten zu erwähnenden Andreas-Kirche, und überall so mit hellblau, hellroth, hellgrün, hellgelb und, zu allem Ueberfluß noch, mit Gold überladen, daß das Auge geblendet wird und sich bald gesättigt wegwendet. Diese Zierrathen sind sicher nicht im Geiste des Baumeisters ausgeführt. Man sieht auch einige gute Gemälde in dieser Kirche: eine Berufung des Petrus und Andreas zum Apostolat, von Julius; eine Versuchung des heil. Antonius von Paul von Verona; und die Ansetzung eines abgehackten Pferdefußes durch das bloße Zeichen des Kreutzes, von Guercino di Cento.

Dem Dom gegenüber, auf dem sogenannten Waffenplatze, steht der alte herzogliche Pallast, der sehr rostig in die Augen fällt und nur noch durch einige Anlagen und Malereyen des Julius Romanus merkwürdig

bleibt. Das Hauptgeschoß ist, wie sich das an weit neueren Pallästen in Italien so häufig findet, mit Brettern vernagelt. Unter mehreren Höfen, die er einschließt, ist nur Einer etwas erneuert worden, weil die Zimmer der Erzherzogin Maria von Este, Gemalin des jetzigen Statthalters der österreichischen Lombardey, die zuweilen hieher kömmt, nach demselben hinaus gehen. Sonst ist er sehr weitläuftig; aber ganze Reihen Zimmer sind entweder gar nicht, oder sehr armselig oder altmodisch, aufgeputzt. Auch hier zeigt man mehrere Werke von Julius Romanus und von seinen Schülern. Der sogenannte Saal der Zeichen hat ein Deckenstück von seiner Hand: die Zeichen des Thierkreises, in riesenhafter Form. Der Trojanische Saal, mit der Darstellung einiger Begebenheiten aus dem Trojanischen Kriege, ist ebenfalls sein Werk; so wie die sogenannte alte Galerie, die er gebauet hat, die aber weiter keine artistische Merkwürdigkeiten einschließt. Auch

die Decke der großen Galerie ist von ihm und seinen Schülern gemalt. In einem andern großen, aber veralteten und räucherigen Saal, hangen sechs große Gemälde, die ihn ganz ausfüllen und von Brusasorzi seyn sollen. Vier davon stellen Momente aus der Fabel vom Sturze des Phäton vor, das fünfte Deukalion und Pyrrha, das sechste die Giganten, die Zevs in den Abgrund schleudert. Noch sind einige Zimmer voll Niederländischer Tapeten da, die nach Zeichnungen von Raphael gearbeitet seyn sollen. Guercino di Cento, Brusasorzi und Primaticcio haben auch einige Gemälde hieher geliefert. Noch ist ein kleiner hangender Garten, mit einem Portikus von einer Doppelreihe toskanischer Marmorsäulen, nach einer Zeichnung von Palladio, wie man sagt, da, und des Sehens werth.

Eine Kirche, wie die Andreaskirche, hat Verona ebenfalls nicht aufzuweisen. Ihr Baumeister ist Leon Battista Alberti, ein

ein älterer, vorzüglicher Baumeister, der die Alten fleißig studierte und nachahmte; das Innere seines Werkes ist indessen durch das, was man neuere Verbesserungen nennt, großentheils verdorben worden, *) besonders durch eine Kuppel, die ein neuerer Baumeister, Philipp Giovara, darauf gestülpt hat. Diese ist für ihren Durchmesser zu hoch, wodurch sie den Fehler bekömmt, daß sie gleichsam zuckerhutähnlich sich nach oben zuzuspitzen scheint. Das Schiff selbst, ein Ueberbleibsel des alten Plans, ist geräumig, und leicht gewölbt, obwohl, wie das ganze Innere, mit unübersehlichen, neuern, gemalten Schnörkeln überladen. Die meisten darin befindlichen Gemälde haben denselben Fehler der Buntheit und sind, nicht vor langer Zeit, wie mir der herumführende Vater Franciskaner mit Gewicht sagte, von der Mantuanischen Schule gemalt, woraus er mir auch einige

*) Milizia, Memorie degli Architetti etc. Tom. I. p. 232.

Namen mit eben so viel Gewicht nannte. Ich hörte sie zum erstenmal nennen. Vielleicht werden sie einmal berühmt, wenn sie sterben, oder wenn sie erst noch länger todt sind. Jetzt schienen mir ihre Arbeiten noch mittelmäßig.

Ich hatte den Einfall, die Kuppel dieser Kirche besteigen zu wollen, um die Stadt zu übersehen. Man gab mir einen Chorknaben zur Begleitung, und es fiel mir sehr auf, daß er sich dazu mit einem Lichte versehen hatte. Wir brauchten es aber sehr nöthig. Ich hatte hier abermals einen Beweis von dem ganz eigenen Charakterzuge der Italiener, daß sie so früh als möglich, wenn auch nicht lange und nicht recht, genießen wollen. Hier hatte man nur geeilt, dasjenige an der neuen Kuppel fertig zu haben, was von außen in die Augen fällt; an die Vollendung des Innern hatte man nicht gedacht und es dürfte nun wohl, so lange die Kirche steht, so bleiben, wie ich es fand.

Mein Führer kroch, mit seinem Lichtstumpen, den er in freyer Hand hielt, durch eine niedrige Thüre voran. Sie führte zu einer Treppe, oder vielmehr zu etwas, das eine Treppe werden sollte; denn, o Grausen und Entsetzen! anstatt Stufen zu finden, sah ich einen Haufen von Schädeln, Armen und Beinen vor mir, die mein Führer ohne Scheu und Gewissen bekletterte und zwar mit so viel Uebereilung, daß seine kleine Person mit fünf oder sechs Köpfen und mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Beinen und Armen mir vor die Füße rollte. Ich half ihm wieder auf, und folgte ihm dann getreulich über die seltsame Treppe von Knochen, freylich nicht ohne Kopfschütteln, als ich, auf Erkundigung, vernahm, daß sie seit Gründung der Kuppel dalägen, und zwar recht bequem, weil doch sehr selten jemand dahin käme, als etwa ein „Inglése“ oder „Tedesco curioso.“

Nach einer Weile gelangten wir zu einer wirklichen Treppe, die sich schneckenartig und

sehr enge hinauf wand, aber bald wieder aufhörte. Ein paarmal mußte ich unter schon gestützten Wetterdächern hinweg kriechen, auf denen die Ziegel nur weitläuftig lagen; ein paarmal mußte ich über diese lockern Ziegel selbst mit wirklicher Gefahr auf Händen und Füßen hinweg klettern. Dies alles war nur auf Unterdessen da, aber es wird noch nach funfzig Jahren, von Reisenden, die mir diese finstre und beschwerliche Reise nachthun, eben so gewiß dort faulend gefunden werden, als die Todtenknochen.

Endlich gelangte ich an das Dach der Kuppel, um welche ein ziemlich schmaler Gang — ohne Geländer — läuft. Hier wurde ich allerdings für meine Mühe reichlich belohnt. Die Aussicht von da herab ist so schön, als irgend eine um und in Verona; und da Mantua schon tiefer in der Ebene liegt, so hat man auch die Alpen, die in einem Halbcirkel sie im Hintergrunde umschließen, schon bestimmter und übersehbarer vor sich. Das

Auge umspannt mehrere Meilen in die Runde. Der See, worin Mantua liegt, tritt, von Westen her, in einem schönen Spiegel, der von Pappeln, Maulbeerbäumen und Cypressen beschattet wird, auf sie zu, und streckt zwey Arme um sie her aus. Die Stadt selbst hat man zu seinen Füßen und sie erscheint fast so groß als Verona, nur ist ihre Gestalt mehr rund. Auch der große Fluß fehlt ihr, der Verona verschönert, und die Brücken darüber und die grünen, mit Cypressen und Weingärten besetzten, Terrassen. Zwar geht ein Arm des Mincio durch sie hin, aber er ist sehr schmal, und von den sechs Brücken, welche die Theile der Stadt, die er trennt, wieder verbinden, bemerkt man nichts.

Mantua hat, für seine Größe, eine auffallend geringe Bevölkerung. Noch in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, soll sie gegen 50,000 Einwohner gehabt haben, und dazu wäre sie noch geräumig genug;

aber sie hatte und hat noch jetzt mehrere politische und physische Feinde, die sie zu Grunde richteten und jetzt noch fortdaurend ihr Aufkommen verhindern. Ehedem besaß sie einen Hof innerhalb ihrer Mauern, der Künste, Wissenschaften und Manufakturen begünstigte und dadurch ein mannigfaches Verkehr veranlaßte. Um diesen her lebte ein zahlreicher, wohlhabender Adel. Dieser verschwand, bis auf wenige alte, im Lande selbst ganz besitzliche, Häuser, mit dem ehemals regierenden Hause der Gonzaga. *) Zwey verheerende Eroberungen vertrieben noch andre Familien, die, um ihr Geld zu verzehren, andre Zufluchtsörter aufsuchten, welche nicht bey jeder Irrung, woran das Haus Oesterreich Antheil hatte, kriegerischen Anläufen ausgesetzt waren. Der Manufakturunternehmer und Handelsmann wählt aus eben dem Grunde solche

*) Nachrichten von dem letzten Zweige dieses Hauses findet man in den letzten sechs Stücken des Genius der Zeit. Jahrgang 1795.

Plätze nicht zu Niederlagen seines Vermögens und zu Werkstätten seines Erfindungsgeistes und Fleißes; selbst der mechanische Arbeiter scheuet dergleichen, aus Furcht vor Unterbrechungen, die ihm mit seiner Arbeit zugleich sein Brod rauben. Das in Oesterreich seitdem so oft veränderte, und mit jeder neuen Veränderung drückender gewordene, Mauthsystem, kann einer Stadt, die in Handel und Manufakturen zurück gekommen ist, auch nicht aufhelfen, noch weniger ein Verkehr zu ihr zurück führen, das einmal einen andern und freyern Zug genommen hat. Dazu kömmt, daß die Stadt, ihrer morastigen Lage wegen, mehrere Monate jährlich an einer ungesunden Luft leidet, die Ansiedelungen unmöglich macht, weil Fremden die Folgen davon fürchterlicher scheinen und in der That sind, als Einheimischen. Aus diesen Ursachen sind alle die Anstalten, die Maria Theresia, Firmian, und Joseph der Zweyte zur Aufnahme von Mantua trafen, nur zum Theil

wirksam geworden; und wenn diese Stadt jetzt mehr Einwohner zählt, als zu Keyßlers Zeiten, der (wie auch nach ihm Volkmann und Büsching) ihren Bestand nur zu 10,000 Seelen berechnet; so enthält sie doch auch nicht 20,000 Menschen, wie de Luca und nach ihm Jäger angeben. Ein unterrichteter Mann, der in andern Dingen nichts übertrieb, die ich selbst untersuchen konnte, setzte die Seelenzahl auf dreyzehn bis vierzehn tausend. Nur der Kern der Stadt beweist durch eine größere Lebhaftigkeit, daß sie diese Anzahl enthalten kann. Da er den Markt einschließt, so zeigen sich auf den dahin führenden Straßen die Einwohner am häufigsten. Die entferntern aber sind menschenleerer, als in Verona, und man sieht da stellenweise fünf bis sechs Häuser neben einander verschlossen stehen, und an den Seiten hohes Gras zwischen dem Pflaster hervorwachsen. Hier und da bemerkt man eine offene Thür, oder einen Kopf in einem

Fenster, oder im Erdgeschosse einen armen Schuster, oder einen Schneider, oder eine Obsthökerin oder Schwefelholzhändlerin. Ein oder ein paar zarthufige Eselchen trippeln, anstatt aller Wagen, an den Seiten hin.

Uebrigens bekenne ich, daß mich an diese Stadt nichts mehr fesseln konnte, nachdem ich ihre artistischen und literarischen Merkwürdigkeiten *) gesehen hatte. Es war jetzt weder eine Societät hier, noch hatte ich irgend ein Geschäft oder eine Liebhaberey, welche die leeren Stunden auch nur eines einzigen Tages hätten ausfüllen können. Ich reiste also schon den andern Morgen (den 25. Sept.) gegen 11 Uhr ab.

Um Vier Uhr Nachmittags war ich schon in Kremona. Ich hatte während dieser

*) Was diese betrifft, so verweise ich auf Volkmann (3. Theil, S. 777 fg.) und auf Don Andres (Bd. 1. S. 339 fg.). Letzterer wohnt seit einigen Jahren hier, aber er war, zu meinem Bedauern, gerade auf dem Lande.

fünf Stunden eine Strecke Weges zurück gelegt, die, nach dem Meilenzeiger der Extrapost, 6 Stationen oder 12 deutsche und 48 ital. Meilen betragen sollte. Man erräth, daß diese außerordentliche Schnelligkeit ihre guten Gründe haben mußte. Es waren ihrer zwey: der schönste Weg, den man sich denken kann, und das kürzeste Meilenmaaß, das irgendwo üblich und billig ist.

Die Landschaft, durch die man fährt, bleibt der Gegend vor und um Mantua gleich: Alleen von Bäumen, Felder dazwischen, und Gewinde von Reben, mit dem ganzen Reichthum eines glücklichen Jahres prangend. So dauert es fort, bis man sich dem mayländischen Gebiete nähert, wo der Maulbeerbaum einzelner wird, dafür aber die schönsten Pappeln sich erheben, die ihrerseits fruchtbare Reisfelder einschließen und den vortreflichen Straßendamm zu einer wahren Gartenallee machen. Da er stundenlang nach der Schnur gezogen ist; da er, wenn er sich

auch einigemal zur Rechten oder zur Linken wendet, sogleich wieder in eben so gerader Richtung fortläuft; da sich dort, wo er solche Winkel bildet, immer ein Städtchen, oder ein Flecken, oder ein schönes Posthaus befindet, das solche unabsehliche Alleen beherrscht: so tritt hier abermals das Bild eines Gartens hervor, dessen Baumgänge im Hintergrunde mit gemalten Aussichten auf Städte und Landschaften verziert sind. Der letzte Theil des Weges gewährt die Aussicht auf Kremona selbst. Der berühmte, einzeln da stehende, Thurm dieser Stadt, ihre Domkirche und ein paar andre stattliche Thürme, beschränken hier den Ausgang des angenehmen Weges und zeigen dem Reisenden zugleich das Ziel seiner Tagereise.

Die Oerter zwischen Mantua und Kremona, wo man die Pferde wechselt, sind theils Städtchen oder Flecken ohne große Bedeutung, theils einzelne Posthäuser. Nach der neuesten Einrichtung sind es Castelluccio

(1 Post), Bozzola (1½ P.), S. Lorenzo (1½ P.), Cigognola (¾ P.). Von da bis Kremona ist noch Eine Post.

Weil diese Stadt in einer völligen Fläche liegt, und das Auge überdies von den Bäumen an der Straße beschränkt wird, so zeigt es sich von außen her nur einem kleinen Theile nach; kömmt man aber hinein, so sieht man, indem Straßen und Plätze sich vor einem ausdehnen, daß sie nicht zu der Gattung der kleinen Städte gehört, worin die meisten Reisebeschreiber ohne nähere Bestimmung sie gesetzt haben. Sie scheint wenig kleiner, als Mantua, und ist ein wahres Seitenstück zu dieser Stadt. Ihre Häuser sind von derselben Bauart, ihre Straßen von gleicher Breite, hier und da eben so mit Gras bewachsen, eben so menschenleer. Wie das „Calendario di Cremona, per l'anno 1794" dennoch eine Einwohnerzahl von 25,652 für diese Stadt hat herausbringen können, würde ich nicht begreifen, wenn es sich nicht

bey dieser Nachricht der wunderlichen Worte bediente „un anno con l'altro" — ein Jahr in das andre gerechnet. Wer weiß nun, welche Jahre einer stärkern Bevölkerung dieser feine politische Rechner angenommen hat, um sie mit den Jahren einer schwächern Volksmenge zu vergleichen und jene Mittelzahl zu bestimmen? Eben dies „Calendario giebt weiterhin die Anzahl der Bürgerhäuser zu 2470 an; viele davon stehen, wie in Mantua, leer. Rechnet man der schlechten Bewohnung wegen Sechs Menschen auf ein Haus, so bringt man etwas mehr, als die Volksmenge von Mantua, nämlich etwas über 14,000 Menschen heraus. Nimmt man aber dazu noch die Besatzung, die zu meiner Zeit nicht über zwey hundert Mann stark war und die Bewohner der Freyhäuser, geistlichen Stifter, Klöster, Hospitäler, Armen- und Waisenhäuser, so kann man diese Zahl allenfalls bis auf 17,000 steigern, die höchste, die man annehmen könnte. Büsching zählt

für das Jahr 1773 über 26,000; ich weiß aber nicht, nach welchen Angaben. Vermuthlich nach irgend einem ähnlichen „Calendario“, von welchem sich auch de Luca und Jäger bey Berechnung der Volksmenge von Mantua wahrscheinlich führen ließen.

Der erwerbende Stand, der gemeine Mann, und selbst der Pöbel, erscheinen hier in ihrem Aeußern bey weitem nicht so armselig, unordentlich und zerlumpt, als in Verona. Bettelnde Tagediebe und bedürftige Bettler sieht man fast gar nicht. Man hört weniger Lärm, sieht weniger Ungezogenheiten; mit einem Worte, man bemerkt bald, daß eine Polizey vorhanden ist, die wagen darf, zu handeln, weil die Regierung nicht nöthig hat, zu fürchten.

Dieser Abstich gegen das Venetianische zeigt sich in den kaiserlichen Orten zuerst in den Thoren. Zu Mantua forderte der Mauthner nicht geradezu ein Trinkgeld, sondern machte nur die Miene, als ob er ein kleines

Geschenk erwartete; der venetianische in Verona aber streckte vor allen Dingen zuerst die Hand aus. Der kaiserliche Postknecht war mit seinem Trinkgelde zufrieden und dankte höflich; der venetianische erpreßte das seinige erst doppelt, bettelte nachher noch um eine „mancia" und drückte, wenn er sie erhalten hatte, den Hut ohne Dank trotzig in die Augen. Vor den Thoren der kaiserlichen Städte tritt einem ein alter bescheidener und höflicher Unterofficier entgegen und thut die nöthigen Fragen; aus den Thoren der venetianischen springt ein lumpigter, schmutziger, verdorrter Kerl mit Habichtsaugen hervor, fragt, und schreibt vor Gier nach der „mancia" nichts recht auf. Ist man diesem aus den Krallen, so fällt man unter die Bettler, die einen mit gräßlichem Geschrey bis nach dem Wirthshause verfolgen; wogegen eben diese Leute, die sich in Mantua und Kremona nur einzeln zeigen, sehr schüchtern und bescheiden bleiben und, nach einer abschlägigen

Antwort, nicht länger überlästig sind. Auch die Leute in schwarzen Röcken sind in den letztern Städten nicht so zahlreich, als in Verona, weil Joseph der Zweyte auch hier, wie in seinen deutschen Staaten, unter ihnen aufgeräumt hat.

Der hiesige Adel ist, mit dem bürgerlichen Stande verglichen, auffallend zahlreich. Edelleute vom Degen findet man wenig unter demselben, desto mehr von der Feder. Dies liegt in der Verfassung der Stadt, die sie noch großentheils von den Zeiten her beybehalten hat, wo sie unter Venedig, unter Mayland und unter der Herrschaft einheimischer Familien stand. Die Regierung der Stadt; die Aemter in den mannigfaltigen Dikasterien des gesammten Gebiets; die Aufsicht über öffentliche wohlthätige und Handels-Anstalten; die Pfründen bey den Stifftern; die Stellen der Pröpste und Erzpriester in den Klöstern; der Sachwalter und der Anwalde bey den Gerichtshöfen — alles ist in

den Händen gewisser patriotischer Familien, die wiederum in gewisse Klassen und Kollegien oder Zünfte abgetheilt sind, welche ihre Gränzen eifersüchtig bewachen, im geselligen Leben aber ein Ganzes und ziemlich lebhaftes, genießendes Publikum bilden. Ihre Stellen und Namen füllen mit Abkürzungen sehr eng gedruckt, zwanzig Blätter aus: einen Raum, den das ganze Personale der Staatsbeamten von Chursachsen kaum einnehmen möchte. Viele dieser Stellen sind allerdings nur Ehrenstellen, viele bringen nur kleine Zuschüsse für solche ein, die eigenes Vermögen haben; die ergiebigsten aber an Ehre, Einfluß und Geld, in der Stadregierung, in der Kirche und im Rechte, sind auch darunter und werden, zur immerwährenden Darniederhaltung des Bürgerstandes, von diesen patricischen Familien, unter denen es nicht an „Conti“, „Marchesi“, „Ciambellani di S. M. J. R. A.“ fehlt, die zugleich „Dottori Giurisconsulti“ sind, ausschließend besessen. Diesen, so wie

den Klöstern und milden Stiftungen, gehören denn auch die Häuser in der Stadt und die Grundstücke in dem Gebiete von Kremona. Bürger und Bauer sind hier, wie in dem größesten Theile von Italien, nichts weiter als (erstere) Miethsleute des Adels, der Patrizier und der Geistlichkeit in den Städten, und (letztre) Knechte oder höchstens kleine Pachter derselben Stände auf dem Lande.

Wer also die „Società di Cremona" bildet, darf ich nicht erst sagen. Sie ist hier in der That so zahlreich, wie in Verona, aber lebhafter und belebter, als dort. Man bemerkt in derselben einen gewissen deutsch-französischen Gesellschaftston, der mehr Heiterkeit und mehr Umfang in die Unterhaltungen bringt, und Privatbekanntschaften begünstigt, die sich auch auf Besuche in den Familien und Häusern ausdehnen dürfen. Von Wien über Mayland war auch die Tugend der Gastfreyheit hieher verpflanzt worden, jetzt aber klagen selbst Eingeborne, daß sie,

des verheerenden Luxus und der immer mehr steigenden Theure wegen, mit jedem Jahre sichtbarer sich vermindern. Kremona hat übrigens seinen Korso, sein Adeliches Kasino und seine Opern und Koncerte. Das weibliche Geschlecht ist hier nicht so schön, als in Verona, aber mit mehr Geschmack gekleidet und geistreicher.

Dagegen ist diese Stadt ungleich ärmer an Merkwürdigkeiten des Alterthums (von diesen hat sie keine einzige aufzuweisen), der Litteratur und der Kunst, als Verona und Mantua. Sie besitzt aber aus den mittlern Zeiten ein Werk der Baukunst, das leicht alle alte Ueberbleibsel dieser Kunst in Verona (das Amphitheater, wie sich von selbst versteht, ausgenommen) aufwiegt. Es ist die Domkirche, ein altes Gebäude, das zu den ehrfurchterweckenden im altdeutschen Geschmacke gehört. Ihre Vorderseite ist ungemein heiter, und sie erhält besonders durch eine Reihe von schlanken Säulen, die durch ihre Mitte

hinläuft, ein Ansehen von Leichtigkeit und Kühnheit, die das Auge sehr angenehm beschäftigen und die Erwartungen des Beschauers auf das Innere spannen. Dieses ist auch so kühn und edel, wie ich es noch bey keiner ihrer Schwestern, deren ich manche gesehen, angetroffen habe. Das Säulenwerk ist riesenhaft in Absicht seiner Dicke und Höhe, aber keineswegs schwerfällig in Vergleichung des Umfangs und des Gewichts der drey Schiffe, die es empor trägt und seit Jahrhunderten unerschüttert aufrecht erhält. Diese Säulen sind von lauter Marmorquadern zusammen gesetzt.

Mehrere Malereyen von guten und vortreflichen Meistern, von Tizian, Correggio, Paul von Verona u. a. hangen in den Kapellen dieser Kirche und vor und über ihren Altären; sie haben aber meist alle durch die Zeit sehr gelitten und werden durch die hinzu kommende Dunkelheit dieses Tempels dem Auge fast ganz entzogen.

Links vom Hochaltar findet man eine neuere kleine Kapelle, die sehr zierlich und geschmackvoll, und von einem römischen Baumeister angegeben, aber auch, wie die bey Mantua erwähnte, mit bunten Farben, Vergoldungen und Schnörkeleyen überladen ist.

Ich bestieg auch den oben erwähnten einzelnen Thurm, der nur sechs oder acht Schritt von der Domkirche entfernt steht, um der Ansicht der Stadt und ihrer Gegenden in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Die Kremoneser halten ihn mit für den höchsten in der Welt und ich lässe ihnen willig diese Freude; aber der Wahrheit zur Steuer muß ich anführen, daß ich nur 500 Stufen, jede kaum einen halben Fuß hoch, zu steigen hatte. Er ist, bis zu seinem ersten Geländer, von lauter Backstein, von jenem dunkelrothen und festen erbauet, den man in jenen Zeiten so fein, so leicht und so genau auf einander, man möchte sagen, zu kütten nicht zu mauern, verstand, daß das Ganze sich wie ein gestreifter

Marmorpfeiler, aus einem einzigen ungeheuren Block gehauen, sich ausnimmt. Und, in der That, man erblickt noch jetzt keinen ausgefallenen oder ausgewitterten Stein daran. Oberhalb des erwähnten ersten Geländers, hat man diesen Thurm in neuern Zeiten noch mit zwey andern und mit einer Spitze erhöhet; eine Arbeit, wobey der neuere Baumeister das Vorbild von Einfalt und Kühnheit bey weitem nicht erreicht hat, das ihm der Baumeister des alten Werks auf eine so unverkennbare Art vorgelegt hatte.

Unmittelbar unter dem ersten Geländer befindet sich der Glockenstuhl, welcher, der Liebhaberey der Alten gemäß, sieben große, wohlklingende Glocken enthielt. Der Thürmer, mein Führer, nöthigte mich mit auffallender Heiterkeit unter die Balken, woran sie hingen, hinein, und ließ mich auf einem hölzernen Stuhl Platz nehmen, unter der Ankündigung: er wolle mir etwas zeigen, daß ich noch nie gesehen haben müßte. Zugleich

lehnte er sich an einen Balken, den Glocken gegenüber, ordnete einige Seile, die von ihren Klöppeln herab hingen, gab eins davon einem Buben in die Hand, und fing nun an, mit Händen und Füßen angestrengt zu arbeiten, und dem Knaben mit dem Kopfe zu winken, wenn er die siebente Glocke anschlagen sollte; worauf denn ein gewisses Tongemenge erfolgte, das er „una bella arietta“ nannte und die er weit später müde wurde zu spielen als ich, zu hören. Es that mir leid, daß ich seine Emsigkeit unterbrechen mußte, weil ich gern auf das oberste Geländer des Thurmes wollte, um die Gegend zu übersehen. Gerade, als er die zweyte Ariette anfing, stand ich auf und stieg höher, und er gab mir, auf gut Italienisch, mit klaren Worten zu vernehmen, daß es ihn verdröße und daß ich der erste Fremde sey, der sich aus seiner Erfindung nichts mache. Er war mit seiner Beschwerde leicht zu verstehen. Zuvörderst war seine Eigenliebe beleidigt, daß ich gegen

seine Erfindung kalt blieb; da aber diese Eitelkeit, so auffallend stark sie auch bey dem gemeinen Mann in Italien ist, doch der Habsucht untergeordnet bleibt, so ärgerte ihn der Umstand besonders, daß ich nicht wenigstens drey Arietten angehört, weil er dann drey Arietten — bezahlt bekommen hätte. Hier schloß er von seinen Landsleuten auf mich. Wenn kein Italiener etwas umsonst erhält, so giebt er auch nie etwas für nichts. Je mehr er Dienste verlangt, je mehr er annimmt, desto mehr, weiß er schon, muß er bezahlen; aber er giebt keinen Soldo aus Großmuth, so wie seine Landsleute keinen Finger für ihn aus Großmuth ausstrecken. Wir Deutschen stehen gegen einander noch nicht in dieser kargen Abrechnung. Wir geben noch oft für Nichts Geschenke, und für wirkliche Dienste, Nichts. Ich war Willens, meinem Thürmer seine einzige Ariette so gut zu bezahlen, als ob er mir zehn gespielt hätte, weil ich glaubte, ihm ein Pflaster auf seine

verwundete Eigenliebe schuldig zu seyn; aber er wußte dies nicht, würde sich auch für einen Thoren gehalten haben, wenn er es erwartet hätte; mithin war er mürrisch, unfreundlich, verdrossen, und beantwortete mir fast keine Frage mehr. Artige und höfliche Worte halfen nicht, wie sie bey dem italienischen gemeinen Mann nie helfen, der sie sogar oft für Spott aufnimmt, wenn ihn etwas innerlich ärgert oder verdrießt. Erst unten an der letzten Stufe seines Thurms söhnte er sich, und dafür desto geschwinder, mit mir aus, als er sah, daß sein Trinkgeld so ausfiel, als ob er ein halbes Dutzend Arietten mehr gespielt hätte. Ich gab ihm auch noch ein Lob über sein musikalisches Genie, und nun war er recht aufrichtig wie in den Himmel verzückt.

Uebrigens ist die Aussicht von diesem Thurme weitschichtiger, als die ich gestern von der Andreaskuppel in Mantua hatte, aber schöner ist sie nicht, weil die umliegende

Landschaft ganz dieselbe bleibt. Zwar geht der Po, der mächtigste Fluß in Italien, neben Kremona hin, und windet sich durch schöne Auen und Felder, blickt auch von weitem noch in einzelnen Spiegeln flimmernd durch das schwärzere Grün der Bäume her; das aber vergessen, was ein großer Fluß vor einem See voraus hat, thut der letztre um Mantua keine schlechtere Wirkung auf das Auge, und in weit größeren Partieen.

Nahe bey dem Dom steht noch ein Ueberbleibsel altdeutscher Baukunst von beträchtlichem Umfange. Es ist ein „Battisterio", eine Taufkapelle, dergleichen bloß zum Behufe dieser Handlung in den mittlern Zeiten errichtet wurden, und deren ich in Parma, Pisa, Florenz und Rom wieder finden werde. Die hiesige ist von Backstein im Achteck errichtet, und geschmackvoll genug, für die damalige Zeit. Der Taufstein, der, von Altären und ein paar alten Freskogemälden umgeben, in ihrer Mitte steht, und eine ansehnliche

Größe hat, setzt seine Merkwürdigkeit nicht in eine schöne Form, sondern in den Umstand, daß er aus einem einzigen Block von veronesischen Marmor gehauen ist; ein Vorzug, auf den wir jetzt keinen hohen Werth mehr legen. Sein Verfertiger war ein mittelmäßiger Steinhauer.

In einigen andern Kirchen finden sich noch Gemälde von guten Meistern, z. B. bey den Augustinern, Dominikanern und in der Peterskirche. Für die schönen Künste hat Kremona keine öffentliche Anstalt; für die Wissenschaften aber ein Königliches Gymnasium (so heißt jetzt die ehemalige, heruntergekommene Universität) von ganz gewöhnlichem Schlage, das wenig besucht wird. Auch Normalschulen, nach Art der österreichischen, sind drey oder vier vorhanden.

Nach einem zweytägigen angenehmen Aufenthalt in Kremona, ging ich den 28. September weiter nach Mayland. Der Weg wird auf einmal sandig und deutet auf einen

Umsatz des Bodens, der auch bald sichtbarer wird. Ueberall, wo sich am Wege Anbrüche zum Straßenbau fanden, da zeigte sich eine Lage von Dammerde, die zwey bis drey Schuh hoch, und sehr reichlich mit Sand und Letten gemischt war; und unter diesen waren Schichten von Steingeschieben gelagert, von derselben Art, wie in der Gegend um München. An der Landschaft selbst bemerkte ich nicht die geringste Veränderung in Rücksicht ihrer Fruchtbarkeit, aber wohl ihres äußeren Ansehens. Die Maulbeeralleen verwandelten sich in Weiden- und Pappel-Alleen, und der Weinbau streckenweise ganz in Reisbau. Die wohlhabende Ansicht der einzelnen Häuser, der Dörfer, Flecken und Städtchen wird immer allgemeiner. Fast auf jedem Postlaufe kömmt man durch drey oder vier derselben, und man überzeugt sich allmählig, daß man sich hier wohl in einem der volkreichsten und nahrhaftesten Theile von Italien befinden möge. Man kömmt über Acquanera (1 P.), über Piz-

zighettone (1 P.), über Zorlesko oder Casal Pusturlengo (1¼ P.), über Lodi (1 P.), über Marignano (1¼ P.), auf Mayland (1½ P.). Lodi ist eine der niedlichsten Städte, die mir auf dieser Reise vorgekommen sind; sie hat gerade, breite, reinliche, menschenreiche Straßen; artige, zwey- und dreystöckige Häuser; ein vortreffliches Pflaster; mit einem Worte, ein Aeußeres, welches das wahre Bild der Wohlhabenheit aufstellt.

Die Notitz ist schon ziemlich alt, daß der berühmte Parmesanische Käse im Lodesanischen verfertigt wird, und alle ältere und neuere Erd- und Reisebeschreiber haben sie, mit einem fast lächerlichen Wetteifer, zum Unterricht ihrer Landsleute verzeichnet; dennoch ist sie (wie beruhigend für diese Erd- und Reisebeschreiber, besonders für den jüngsten!) noch nicht bis zu den deutschen Käsekrämern gedrungen, was geschehen seyn würde, wenn wir mit unsern Arbeiten schon so herunter wären, wie die Verfasser der Ritterromane,

Aber die Zeit wird auch kommen, wo das Gebiet von Lodi wegen der Ungerechtigkeit, die man zu Ehren des Gebiets von Parma, aus lauter Unwissenheit, an ihm begeht, gerächt werden wird; und jetzt schon sollte, wenigstens der deutsche Gelehrte, der einen Schnitt Lodesankäse und einen Römer Rheinwein bezahlen kann, und nebenher in den Wissenschaften Richtigkeit und Gerechtigkeit liebt, sich des obigen wahren Namens für denselben bedienen, um wenigstens den Ruhm zu behaupten, daß er ihn eher gewußt habe, als z. B. die Wienerischen Kasstecher.

Von Lodi fährt man über Marignano, einem Flecken, auf einer vortrefflichen, noch einmal so breiten Straße, als gewöhnlich, nach Mayland hinein. Ich war von Kremona bis dahin nur Acht Stunden gefahren, ungeachtet der Weg für dreyzehn deutsche Meilen, oder zwey und funfzig italienische, gerechnet und bezahlt wird. Diese Meilen sind aber wiederum ungewöhnlich kurz; der Weg ist

außerordentlich gut; der Pferdewechsel dauert nie über fünf Minuten; und ein hiesiger Postknecht würde es für eine Schande halten, seine Rosse auch nur einmal aus dem raschesten Trabe kommen zu lassen.

Da die Straße auch hier schnurgerade gezogen ist, so sieht man Mayland lange vor sich, ehe man hinein kömmt. Der Thurm des berühmten Doms, oder vielmehr die Spitze (aiguille) desselben, ragt über die anderen Thürme — nicht majestätisch — aber höchst jugendlich und anmuthig hervor, und ihre blendende Weisse, und ihr durchbrochener, gleichsam in die Luft zerfließender, zarter Bau, gewährt dem Auge einen höchst angenehmen Genuß. Ihr Baumeister hat in der That weniger gefürchtet, sie zu mager, als zu plump zu machen.

Beym Eintritt in die Stadt hatte ich eine lange, breite, aber nicht durchaus gerade, Straße vor mir, die ich eine Strecke hin noch nicht gepflastert fand, an deren Seiten aber der dazu nöthige Baustoff schon bereit lag. Die Häuser

auf derselben gaben zwar nicht den glänzendsten Anblick, denn sie waren meist nur zwey Geschoß hoch, und das zweyte Geschoß hatte gewöhnlich nur Fensteröffnungen mit eisernen Stäben durchzogen und Laden davor, oder mit Rahmen, die statt gläserner Scheiben papierne hatten; indessen war keins verfallen oder sehr veraltet. Gegen das Ende der Straße wurden die Häuser immer größer, höher und schöner, und es zeigten sich Palläste zwischen ihnen; ich kam aber bald von der vortheilhaften Erwartung, die mir dies für die folgenden Theile der Stadt erweckte, zurück, als ich mich gleich darauf wieder in eine enge, krumme und finstre Straße hinein drücken mußte, auf die lauter ähnliche folgten. Ich sahe mich endlich ganz von ihnen verschlungen und fand den Ausgang dieses Labyrinths nicht eher, als auf dem Platze S. Sepolcro, vor dem Gasthof zum Maltheserkreutze.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulz, Friedrich,

Reise eines Liefländers durch Italien

Bd.: [1,1] = 7. Heft

Berlin 1797

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.817(7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095885-3
VD18 8050342X-001